

Reg.  
o.  
1



By.

o

1



*St. I. 14. f.*

# PETER ABÄLARD.

EINE STUDIE

IN DER

KIRCHENGESCHICHTE DES MITTELALTERS.

INAUGURALABHANDLUNG

DER PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT ZU GÖTTINGEN  
ZUR ERLANGUNG DES DOCTORGRADES

ÜBERREICHT

VON

**CORNELIUS AUGUST WILKENS**

VICAR DES HOCHWÜRDIGEN GEISTLICHEN MINISTERIUMS ZU BREMEN.

---

**G Ö T T I N G E N ,**

DRUCK DER UNIV. - BUCHDRUCKEREI VON E. A. HUTH.

**1 8 5 5.**



24.1.14

PRINTED BY

THE

IN

THE

THE

THE

THE

THE

CORRECTION

THE

THE

THE

THE



## D r u c k f e h l e r.

---

|    |      |    |     |                                                |
|----|------|----|-----|------------------------------------------------|
| S. | 5.   | Z. | 17. | st. , l. ;                                     |
| —  | 7.   | —  | 6.  | st. Malmsburg l. Malmsbury                     |
| —  | 24.  | —  | 11. | st. Reitkünstler l. Streilkünstler             |
| —  | 24.  | —  | 23. | st. , l. Punkt hinter Lebens                   |
| —  | 28.  | —  | 1.  | st. bewegte damals l. bewegte die              |
| —  | 38.  | —  | 32. | st. aufgespührte l. aufgespeicherte            |
| —  | 42.  | —  | 19. | st. Ehre l. Ehe                                |
| —  | 48.  | —  | 30. | st. reich l. reif                              |
| —  | 49.  | —  | 11. | st. Heil l. Ziel                               |
| —  | 53.  | —  | 4.  | st. erkennend l. verkennend                    |
| —  | 54.  | —  | 13. | st. Salamo l. Salomo                           |
| —  | 54.  | —  | 25. | st. Sielgelns l. Siegelns                      |
| —  | 55.  | —  | 7.  | st. nur l. nun                                 |
| —  | 59.  | —  | 3.  | nach Versammlung l. Punkt                      |
| —  | 59.  | —  | 20. | st. verhüllt l. verhüllen                      |
| —  | 61.  | —  | 2.  | st. Ardäisson l. Arduisson                     |
| —  | 63.  | —  | 22. | st. ; l. :                                     |
| —  | 64.  | —  | 20. | st. nur l. noch                                |
| —  | 71.  | —  | 12. | st. et l. te                                   |
| —  | 74.  | —  | 28. | st. erkriegten l. erkämpften                   |
| —  | 83.  | —  | 30. | st. Wehmuthsthal l. Wermuthsthal               |
| —  | 91.  | —  | 29. | st. Bräutigamms l. Bräutigam                   |
| —  | 92.  | —  | 33. | st. ; nach konnte l. Punkt                     |
| —  | 93.  | —  | 8.  | st. er l. Abälard                              |
| —  | 96.  | —  | 32. | st. was er findet l. was er nicht findet       |
| —  | 97.  | —  | 7.  | st. und Anselm l. und erst Anselm              |
| —  | 97.  | —  | 17. | sich zu streichen                              |
| —  | 101. | —  | 13. | st. Iwo l. Ivo                                 |
| —  | 104. | —  | 32. | st. , nach sei l. ;                            |
| —  | 106. | —  | 10. | st. Main l. Mani                               |
| —  | 110. | —  | 21. | st. ein l. einen                               |
| —  | 118. | —  | 13. | st. hervorhebt l. erhebt                       |
| —  | 120. | —  | 2.  | st. Komma nach Steinen zu lesen nach Paraklet. |

---







**Seiner Hochwürdigen Magnificenz**

d e m H e r r n

**CARL AUGUST HASE**

Doctor der Philosophie und der Theologie,  
der letzteren ordentlichen Professor, H. S. A. Geheimen Kirchenrathe,  
Ritter des G. S. W. O. vom weissen Falken, d. z. Prorector  
der Universität zu Jena

und

**Seiner Hochwürden**

d e m H e r r n

**CARL FR. W. PANIEL**

Doctor der Theologie und der Philosophie, Pastor zu St. Ansgarii  
in Bremen

seinen unvergesslichen Lehrern

in bleibender Liebe

gewidmet

**v o m V e r f a s s e r .**















**PETER ABÄLARD.**



l'intelligence du bien est dans le coeur, s'il faut connaître les choses humaines, pour pouvoir les aimer, il faut aimer les choses divines, pour pouvoir les connaître.

Pascal.



An einem öden Punkte der Bretagne, wo sich dem suchenden Blicke des Wandrers nichts bietet, als die imposante Einförmigkeit des Meeres, das den schneeigen Schaum seiner wildbrandenden Wogen zu den zackigen Kreidefelsen des Gestades emporspritzt, wo selbst die erfrischenden unausgesetzten Seewinde dem steinigen Boden nur eine spärliche Vegetation zu entlocken vermögen, den Heerden zur kümmerlichen Nahrung, wo nur der Ton eines aufsteigenden Seevogels das betäubende Brausen für einen Augenblick uns vergessen macht, erhebt sich auf einem kühnen Vorsprunge, weit hinausschauend in das Meer, das Kloster Saint Gildas. Hier hatte der Abt Peter Abälard unter vergeblichen Sorgen um die Neugestaltung verwilderter Zustände und inmitten todtbringender Gefahren die Ruhe gefunden, für einen Freund die Entwicklung seiner Schicksale bis dahin zu beschreiben. Und als nun das Gemälde vollendet vor ihm lag, der glänzende Anfang von dunkeln Schatten bedeckt, seine hohe Bahn erfolglos hinter ihm verschwunden, als er noch einmal die Fäden sinnend betrachtete, die das Gewebe seiner Tage in einander gewirrt, und alle einst durchlebten Gefühle wieder auf-



zitterten aus der Tiefe seiner Brust, da wusste er für diese Summa keinen Namen als den, der ihr ein Kreuz zum Siegel lieh: *historia calamitatum mearum*. Was die Momente dieses reichen Daseins zu einer Passionsgeschichte im Doppelsinne der Leidenschaft und der Leiden zusammenfasst, ihrem Helden den Charakter „eines reich von Gott geschmückten Opfers für die Freiheit des Geistes im Leben und in der Wissenschaft“ aufprägt, ist ein ganz Besondres. Nicht der Schmerz irdischer Liebe, wie nie geschlossene Wunden er auch in sein Herz geschnitten, nicht der jähe Sturz von der Höhe wolkenlosen Glückes in die Tiefe hoffnungsloser Verzweiflung, nicht jene stille Resignation, zu der Christ und Philosoph sich einen, die noch inmitten der Zertrümmerung aller selbsterbaueten Werke im treuen Wirken des Guten und Nothwendigen sich aufrichtet, es ist nicht der kühne Kampf, der des Geistes Freiheit und ewiges Recht wiederzuerobern hofft aus den Händen stolzer bevormundender Mächte — — was ist's denn? Es können Zeitepochen Richtungen für bestimmte Lebensgebiete in sich tragen, die unbestritten herrschen, weil alle sie anerkennen; gefeiert und mächtig gewinnen sie die Geister und empfangen das Zeichen, dem auch die Verschlossensten sich öffnen; sie erscheinen als die langgesuchten Bahnen, an deren Ausgang der geheimnissvolle Schatz geborgen und zu heben ist, und das Zeitalter setzt seine Ehre, seine Liebe darin, mit Ausschluss aller andern in ihnen zu verharren. Schulen werden zu dieser Beharrlichkeit erzogen, tiefsinnige Geister sprechen jene Richtungen heilig, fromme Scheu weilt auf dieser *via sacra* ohne die Blicke über einen engbemesenen Gesichtskreis zu erheben. Dennoch, unglaublich wenn die Erfahrung nicht jeden Zweifel niederschläge,



durchbricht eine solche Richtung nur wie ein Lichtstrahl das Dunkel, ihr Endpunkt vom Gewölk umhüllt ist denen verborgen, die nach Platons schönem Bilde in einem Kerker gebunden nur Schatten und Fragmente schauen. Aber Einzelnen, die eines Kopfes Länge höher stehen als ihr Zeitalter, entweicht das Hemmniss, ihnen offenbart sich der Endpunkt, für den die Anderen sich ein gewünschtes Phantasiebild schufen, wie er ist, froh wird die neue Entdeckung verkündigt, ihre Aufnahme entscheidet des Finders Geschick. Entweder kommt sie dem Wunsche der Zeit entgegen, fügt sich ein in den Bau an dem die Geisterkräfte schaffen, erfüllt ein allgemeines Bedürfniss, bringt der ahnenden Sehnsucht das entschiedene Wort, oder man will die Vordersätze aber nicht die Consequenzen, das offenbarte Ziel erscheint als ein Abgrund, es muss eine gemeinsame Stellung eingenommen werden, die Unbestimmtheit würde jetzt zur Lüge, zwei Möglichkeiten sind noch gegeben. Die eine, man weicht bebend vor dem gezeigten Abgrunde zurück; gegen den der die Binde von den Augen nahm, welche die liebliche Täuschung verdeckte, waltet Zorn, gesteigert durch den Schmerz über den Irrthum, doch auch gelindert durch die Freude der Erlösung um die elfte Stunde, doch kein Hass. Aber wenn wir erwägen, wie tief eine Grundrichtung der Art in ihre Zeit sich ein senkt, wie unzählbare Fäden sie mit dem was allen das Höchste ist verknüpfen, wie selten ein Kräftiger Irrthum eingestanden, und die Furcht vor neuer Unsicherheit im Vertrauen auf das endliche Finden überwunden wird, dann kann es nicht befremden, dass die zweite Möglichkeit allein die Unruhe stillt, nämlich sie geben die Richtung nicht auf, sie wollen ihr Theuerstes nicht opfern, aber es kann ja auch nicht sein, dass ein solcher Aus-



gang die Erwerbungen zu Schanden machte, an denen man sich ergötzte, der Seher träumt und seine Zeichen trügen; das räthselhafte Helldunkel hinsichtlich des Ausgangspunktes steht noch ungelichtet, aber eine so verderbliche Gluth kann nicht aus ihm hervorbrechen, und wer sie verkündet ist ein Lügenprophet. — Damit sein Wahn nicht den allgemeinen Glauben erschüttere, nicht der Gesamtaufgabe Kräfte entziehe und auf Nebepfade lockend Verwirrung gebähre, bleibt noch eins, er werde mit seinem Träger vernichtet!

Wir haben ein prophetisches Bild der Geschichte Abälards gezeichnet. Eine solche Grundrichtung war in seiner Zeit die Scholastik, die Kirche ihr vertrauend wagte die Wissenschaft in ihren Dienst zu nehmen, sie konnte sich des stürmisch jugendlichen Dranges nicht erwehren, der auch auf ihrem Gebiete nach Wissen und Wissenschaft die Geister ergriff, denn nach Dante's tiefem Worte:

Wie die Flamm' emporglüht zu den Höhn,  
Durch ihre Form bestimmt dahin zu streben,  
Wo ihre Stoffe minder schnell vergehn, — —  
So scheint der Geist der Sehnsucht nur zu leben  
Der geistigen Bewegung, die nicht ruht  
Bis was sie sucht sich zum Genuss ergeben.

Die Herrschaft der Kirche ruht darauf, dass sie allen Alles ist, und alle Alles für sie, sie durfte hier dem Bedürfniss die Befriedigung nicht entziehen; die edelsten Geister wandten sich der Scholastik zu; Universitäten ihr gestiftet gründeten über die Christenheit ihre Herrschaft; ihren gepriesenen Meistern gab sie zu Bischofstühlen die Aureole der Heiligen. Petrus Lombardus bot wie die Wittve ihr Scherflein der Kirche seinen Schatz mit treuer Hand, von dem ganze Geschlech-



ter reich wurden; ja die Päpste, obwohl damals nicht selten in wirklicher Knechtsgestalt doch hoch in der Völker Augen und unter Hildebrands Leitung die Regierung der Welt übungsweise ergreifend, suchten und ehrten die Herrscher in der Wissenschaft. So erzählt Wilhelm von Malmsburg: als Lanfranc das erzbischöfliche Pallium sich zu holen zu den Schwellen der Apostel gekommen war, stand Alexander II. vor ihm auf mit den Worten: dies Zeichen der Achtung ist nicht für deine erzbischöfliche Würde, es gilt dem Freunde und Lehrer der heiligen Wissenschaft; ich habe gethan was der Ehre gebührt, nun thue auch du was der Gerechtigkeit gebührt und falle nach der Sitte aller Erzbischöfe zu den Füßen des Statthalters des heiligen Petrus. — Dieser Ausspruch hat ausser seiner nächsten doch auch eine symbolische Beziehung: er drückt die Stellung der Kirche zur Scholastik aus, sie wollte sie nicht bloss gewähren lassen, nein sie fördern und erheben bis zu der Höhe fast auf der sie selbst stand, aber dann sollte sie auch niedersinken gläubig und demüthig zu den Füßen des heiligen Petrus. — Sehr Viele von dieser Richtung des Geisteslebens ergriffen hatten in ihm verharrt und es eigenthümlich in sich ausgebildet, nur einer sah kühn durch alle gläubigen Voraussetzungen und frommgemeinten Wünsche hindurch zum Ziel: wir werden von dem Lohne hören, den dieser Blick ihm bereitete nicht bei den Zeitgenossen allein, noch Jahrhunderte später. — Religionsphilosophie wollte die Scholastik sein: was das heisse, fordere, daraus folge, er that es dar, man konnte nicht mit ihm gehen ohne sich selbst aufzugeben, und wollte der Kirche die Wissenschaft erhalten; aus diesen Sätzen erklären sich die Kämpfe seines Lebens, daher ist näher auf ihre Betrachtung einzu-



gehn. — Jede ächte Religionsphilosophie, die nicht zu übervernünftigen Dogmen philosophische Randnoten giebt oder wo die Vernunft nicht ausreicht durch phantastische Gedanken über Abgründe sich eine Brücke schlägt, so das Wort Zinzendorf's thatsächlich auf ihren Schild schreibt: besser ist's in Phantasie stehen als in Philosophie — — sondern die klar und sicher über ihr Wesen sich verständigte, weiss dass sie nicht das Licht ist vielmehr nur zeugt von dem Lichte, dass sie die Religion nicht schafft nur über sie reflectirt, dass sie den religiösen Geist nicht erweckt, sondern das Selbstbewusstsein des Geweckten zum gründlichen Wissen erhebt; daher wer sich an Namen erfreute möchte sie immerhin mit unsern alten Theologen eine *ancilla* nicht *theologiae* doch *religionis* nennen. Was wir von Gott wissen wollen müssen wir von Gott lernen, wir können nicht von ihm lernen wenn er uns nicht lehrte, diese Gotteslehre von sich selbst und von den göttlichen Dingen ist in den religiösen Geist wesentlich unabänderlich allgemein eingeschrieben; aber die göttlichen Hieroglyphen stehen ungelesen und unlesbar in diesem ewigen Felsen, wenn nicht mit dem Raumgewinnen des göttlichen Lebens in uns, mit der Realisirung des religiösen Geistes zugleich jene verhüllte Welt entdeckt würde, das religiöse Selbstbewusstsein erwachte, und vor den seiner selbst bewusstgewordenen religiösen Geist die Religionsphilosophie mit der hohen Frage träte: sage, was weisst du von deinem Selbst, wie schaut du dein eigenes tief innerstes Wesen? Und dieser Aufforderung zu einem wahren Zeugnis von sich selbst kommt er nach, indem er ihr seine gottverliehenen Gesetze, Ideen, Aussprüche, Anschauungen mittheilt; in Folge davon liegt der Inhalt des religiösen Geistes vor ihr; da ihr Amt kein anderes als recht zu



fragen, scharf die Antwort zu fassen, systematisch das Gegebene zu ordnen, kurz nach dem Ausdruck eines bekannten Theologen die Exegese des religiösen Geistes zu vollziehn. Was in diesen Aussprüchen seinen Ausdruck nicht findet, was in diesen Anschauungen nicht erblickt wird, was in diese Gesetze nicht einbegriffen, aus ihnen durch Schlüsse nicht abzuleiten ist, das vermag eben der religiöse Geist nicht als sein Hausgut, als sein unablässliches Eigenthum zu erkennen, es ist ihm ein Fremdes bei aller scheinbaren Zugehörigkeit, von aussen Aufgedrungenes, es gehört nicht zur Religion. Mit dieser naturgemässen Beschränkung des Gebietes, die nur der Missverstand für einen gewaltthätigen Raub achten könnte, ist einer Vertiefung Raum gegeben, die sonst mit der steigenden Erweiterung der Verflachung zum Opfer fiel. Die Vereinfachung der Aufgabe ist noch nicht ihre Erleichterung, und wenn manche Untersuchungen aus der Religionsphilosophie der Zukunft verschwinden werden, denen Jahrhunderte lang ein sehr stattlicher Raum vergönnt war, ohne dass man sonderlich einsieht was sie mit der Religion zu thun hatten, so bleibt der Raum darum nicht leer, und alle Kraft und Klarheit eines Seherblicks wird erfordert, in das verborgene Heiligthum des innern Menschen zu schauen, gefordert für die Lösung des Werkes in noch viel höherer Beziehung, um des willen einst die unsterblichen Götter den Sohn der Phänarete für den Weisesten aller Hellenen erklärten. An die Stelle spielenden Fragens nach Nebendingen in bunter Mischung, das dem gelehrten Scharfsinn diene, tritt der volle schwere Ernst, der weiss um was es sich handelt, aber der schöne Kampfpreis ist auch die Sicherheit im Besitze eines in treuer Geistesmühe erworbenen und durchforschten



Reiches. — Doch diese Bemerkungen treffen nur die eine Seite der Beziehung der Religionsphilosophie zu einer positiven Religion und da hier nur das Christenthum in Frage kommen kann, zu diesem. Das Christenthum aber ist mit dem Bewusstsein in die Welt getreten eine neue Schöpfung zu sein, und nach mancherlei Um- und Irrwegen hat sich die Forschung, man kann wohl sagen allgemein in dem Resultat geeinigt, hier sei ein aus den bisherigen Lebenskreisen und Kräften, Schulen und Religionen als seinen Ursachen nicht zu Erklärendes, im Gegensatze zum Abgeleiteten Neues erschienen, ein neuer verwandelnder Keim in die Menschheit gesenkt. In dieser Eigenschaft will das Christenthum gelten als Schöpfung eines, freilich in den Grenzen der Menschheit gehaltenen, dennoch vollkommenen religiösen Geistes, als seine vollendete Selbstoffenbarung, die ungetrübte Spiegelung seines abgeschlossenen religiösen Seins. Solchen Ursprung kann es nur bewähren, indem es die Natur seiner Quelle in sich trägt, das heisst, nur in dem Falle können wir in ihm die höchste Erscheinung des religiösen Geistes anschauen, wenn es das zu seinem Wesen hat, was als das Wesentliche, Nothwendige im religiösen Geiste von der Religionsphilosophie aufgefunden ist, dies sind eben seine Gesetze und Ideen; es kann nicht anders geschehen als dass sein Wesen auch in seiner höchsten Entfaltung erscheine, sonst wäre die Beziehung zu ihm unterbrochen; im Christenthume müssen die allgemein menschlichen, doch auch von Gott geoffenbarten, Aussprüche und Gesetze des religiösen Geistes das wesenbildende Element sein. Wenn also die Religionsphilosophie in der ihr so eben zugewiesenen Arbeit die Tiefen des religiösen Bewusstseins zu ergründen ringt, entwickelt sie das Wesen des Christen-



thums. Der Anspruch desselben geht aber nicht bloss dahin eine Offenbarung des religiösen Geistes zu sein, sondern seine höchste, vollkommene, abschliessende, schlechthin kein sie Ueberbietendes zulassende; ist sie das dann muss natürlich sein Wesen vollkommen sich wiederfinden, jene Gesetze und Ideen müssen hier in schattenlosem Lichte strahlen, nichts darf fehlen, nichts entstellt verkrüppelt und verkümmert sein. Die Religionsphilosophie empfängt nun die neue Aufgabe, beim religiösen Geiste anzufragen, ob er diese Reinheit, Vollendung und Gipfelung seiner selbst im Christenthum erblicke. — Es bleibt noch ein Drittes. Das Christenthum ist nicht bloss Religion, nicht bloss vollkommene Religion, es ist eine von einer geschichtlichen Persönlichkeit gegebene, durch sie in die Welt gerufene, in einer von ihr geschaffenen und mit religiöser Schöpferkraft ausgerüsteten Gemeinschaft überlieferte, durch sie uns vermittelte, mit einem Worte, im ganzen reichen Sinn des Ausdrucks eine positive Religion. In dieser durch die Sache selbst gegebenen Bestimmung liegt unter Anderm, dass im Christenthume die Gesetze des religiösen Geistes eine historische, eben darum nicht a priori zu entdeckende Ausprägung und Darstellung gefunden haben. Wie sie geartet sei haben aus den Urkunden der Schrift und der Kirche andere theologische Disciplinen zu entwickeln, die Religionsphilosophie hat nur kritisch darüber zu entscheiden, ob diese historischen Darstellungen die Vollkommenheit der Darstellung des religiösen Geistes im Christenthum als einer vollkommenen Religion verletzen oder ihr angemessen sind, ob in dem Historischen die vollkommene Offenbarung erblickt werden kann. — Bei diesem Processe, dessen Recht und Art zuerst einer der grössten Theologen Carl Hase nachge-



wiesen hat, wird das Historische dem Wesentlichen nicht geopfert, dieses gegen jenes nicht verachtet, beiden bleibt ihr Recht wie ihre Würde, und jedes Ueberschätzen einer Seite als vermeintes Recht des Geistes, wenn es sich auch auf den missverstandenen Ausspruch des Herrn vom Fleische das kein Nütze ist stützt, bleibt eine abstracte Einseitigkeit. — Religionsphilosophie mit einem solchen genau bestimmten Gebiete hat zur unerlässlichen Bedingung, dass der Mensch auch abgesehn von dem durch Christus Empfangenen Frömmigkeit haben, ihm ihre Gesetze zum Bewusstsein kommen können, im entgegengesetzten Falle mangelte Alles, wovon bei der Prüfung des Christenthums auszugehen, wonach sie zu entscheiden wäre; wenn keine Gesetze des religiösen Geistes sind, wie soll dann ein Urtheil gefunden werden, ob dieselben in einer bestimmten Religion vollkommen erschienen sind oder nicht, ob eine einzelne geschichtliche Darstellung doch stets diese Vollkommenheit ausspricht. Wollte also die Scholastik ächte Religionsphilosophie sein, so musste sie die Vordersätze sich aneignen, die dem Menschen religiösen Geist, Freiheit und all die hohen Gaben die daraus folgen der Möglichkeit nach noch immer zuschreiben. — Untersuchen wir jetzt ob sie es gekonnt wegen ihrer Stellung zur katholischen Kirche, selbst wenn sie es gewollt, ohne diese Stellung zu verändern. Auch wenn wir nicht eintauchen in das Meer der scholastischen Schriftwerke, mit den Strudeln und Klippen der Distinctionen und Quästionen, über die man sagen könnte was Socrates einst von einer Schrift Heraklits des Dunkeln: es gehört ein Delischer Schwimmer dazu, um nicht darin unterzugehen: lässt sich aus dem katholischen Dogma schliessen, dass jene Bedingungen nicht erfüllt werden konnten. Alles



religiöse Leben nach Möglichkeit und Wirklichkeit spricht die Kirche dem Menschen ausser Christo völlig ab; theoretisch steht auf dieser Entscheidung sie selbst; es ist das Fundament auf dem sich ihr die ganze Menschheit umschliessender Dom erhebt. Dem Menschen fehlt alle und jede Religion, er weiss nichts von allgemeinen ihr wesentlichen Gesetzen; da er von ihnen nichts weiss, wie sollte er sie auslegen und entwickeln, wie sie im Christenthum vollständig anschauen, ihre Gestaltung dort mit der in ihm vergleichen und zu dem Schlusse gelangen können: desshalb achte ich dies Dogma für christlich religiöse Wahrheit, weil es der vollkommene Ausdruck eines wesentlichen, als solches von der Religionsphilosophie erkannten Gesetzes meines religiösen Lebens ist. Unmöglich aber auch unnöthig ist diese Untersuchung, weil eine unfehlbare Kirche das vergeblich Selbstgesuchte aus ihrem reinen Schatze reicht. — Anselm von Canterbury, der tiefsinnige Begründer der Scholastik, hat in der vollsten Geistesgemeinschaft mit Augustinus dem Versuche die Grundlinien vorgezeichnet, der Kirche treu und doch Philosoph zu sein. In Mitten der geistig und religiös todten Menschheit erhebt sich die durch den Gottmenschen gegründete Kirche, aus der nach einem ewigen Rathschluss in die aus der massa perditionis Erwählten neue schöpferische Kräfte, als ihre Folge Heil und Seligkeit strömen. Durch die Leitung des heiligen Geistes unverirrtlich spricht sie ihre unendliche religiöse Lebensfülle im Dogma aus. Mit dem Dogma wendet sie sich heilverkündend an die zum Leben Praedestinirten, ruft dem erstorbenen religiösen Geiste das Wort der Auferstehung zu, und wenn der Mensch dasselbe in sein Inneres auf und annimmt, empfängt er an ihren Heilskräften Theil: nehmen was sie



bietet, empfangen was Gott durch sie spendet, fürwahrhalten was sie spricht, das ist der einzige Weg für den, der von sich selbst nichts ist und nichts hat, als Lüge und Tod; wer sollte prüfen, wer fragen nach Angemessenheit, wo jeder Maassstab an dem gemessen werden könnte fehlt? Das Vertrauen zur Kirche ersetzt ihn. Das religiöse Leben, welches die Kirche mittelst der fides im Sünder erschaffen hat, äussert sich durch die Erkenntniss, sie richtet das Auge auf den neuen Besitz, durchdringt ihn nach allen Seiten, hebt alle in ihm geborgenen Schätze; das Dogma, das vorher aufgenommen wurde auf die Auctorität der Kirche in kindlich gläubigem Vertrauen, ohne seinen Inhalt ergründet zu haben, ist jetzt durch das Erkennen angeeignet eine innere Wahrheit geworden. Die fides führt zum intellectus: credo ut intelligam, und dies intelligere ist nicht gewonnen durch ein prüfendes Halten des Dogma's an die unveränderlichen Gesetze des religiösen Geistes, sondern eine Aeusserung des von der Kirche christlich belebten. Unmöglich ist jeder Widerspruch deshalb, weil das Dogma das eingesehen wird, und das religiöse Leben das sich als Erkennen auf das Dogma richtet an dem in der Kirche concentrirten göttlichen Geiste die eine gemeinsame Quelle haben, jenes gleichsam eine Crystallisation, dies noch flüssig; und nach dem Gesetze: Gleiches erkennt das Gleiche, tritt hier das volle Verständniss ein. Wo aber in Zweifel oder Dunkelheit versenkt das intelligere nicht im erwünschten Maasse gelingt, da liegt der Grund darin, dass die Sünde die fides sich nicht in all ihren Folgen in uns entwickeln lässt, das Gebiet des Verstehens durch die in uns zurückgebliebene Nachtseite umwölkt und verengt wird. Aber die stille Freude, die unser Gelingen be-



gleitet, giebt frohe Hoffnung für das glückliche Fortschreiten auf dieser Bahn, deren Ziel erst in dem Lande uns aufgeht wo das Stückwerk endet. Fern davon, aus der Unvollständigkeit unsres Verstehens auf Mangel in den dem Glauben gebotenen Objecten zu schliessen, tritt uns damit vielmehr die durch die Ur- und eigene Sünde bewirkte Gebundenheit in den Schein und das Nichtige vor Augen, und sehnstüchtig nach dem Einschaun, und, ohne was es nicht kommen kann, nach dem alles Sündige in uns verschlingenden Siege des Christenthums, beten wir an. Aber die von diesem innern Zusammenhange losgerissene auf sich selbst gestellte Weisheit wird eher ihr Horn zerstossen, als es ihr gelingen könnte diesen Felsen umzustürzen, ja es wäre eine grauenhafte Frechheit, wenn man wagen wollte gegen das zu disputiren was der christliche Glaube bekennt, weil wir es noch nicht begreifen, oder zu behaupten, es gäbe nichts Unbegreifliches, während die Demuth ihre Ehre darin sieht viel uns Dunkeles zu bekennen. Zuerst, sagt Anselm, muss durch den Glauben das Herz gereinigt, zuerst müssen durch Beobachtung der Gebote des Herrn die Augen erleuchtet, zuerst müssen wir in demüthigem Gehorsam gegen das göttliche Wort Kinder werden, ehe wir die Weisheit erkennen können, die Gott den Weisen und Klugen verborgen und den Kindern geoffenbart hat. Zuerst müssen wir von dem Fleische uns lossagen und nach dem Geiste leben, ehe wir die Tiefen des Glaubens zu untersuchen wagen mögen; je mehr wir das, was die heilige Schrift für das Leben uns lehrt, in thätigem Gehorsam üben uns so damit nährend, desto mehr werden wir in dem fortschreiten, was dem Geiste als Erkenntniss Befriedigung gewährt. Wer nicht glaubt wird nicht



erfahren, wer nicht erfahren hat nicht verstehen, denn so viel die Erfahrung über das blosse Hören von einer Sache erhaben ist, so weit wird sich dies Wissen dessen, der erfahren hat, über die Erkenntniss dessen, der bloss von Hörensagen etwas kennt, erheben. —

Auf der hier vorgezeichneten Bahn ist eine grosse Reihe tiefsinniger, frommer Männer Jahrhunderte lang gewandelt, eine heilige Schaar der streitenden Kirche. Die Urtheile der Reformatoren über sie, als solche, die die Thorheit des Wortes vom Kreuze scheuten und verdecken wollten, sind später von einem ganz andern Standpunkte aus erneut worden; indess nennt sie Melanchthon einmal, neben der schneidendsten Ironie über einen ihrer Lehrsätze, hohe und geistvolle Menschen, und diesen Charakter werden wir ihnen, unbeschadet unsrer Orthodoxie oder Aufklärung, wohl lassen müssen. Ja hinsichtlich Vieler, auch unsres Abälard, lässt sich hinzusetzen: fromme Männer. Man kennt die schöne Sage, wie Christus dem Thomas von Aquino die Heiligenweihe in dem Worte ertheilt: du hast gut von mir geschrieben, was willst du zum Lohn? und der grosse Kirchenlehrer antwortet: wen anders, als dich selbst Herr! Das Urtheil der Sage gilt in seiner Hauptbeziehung noch heute, und mit Recht staunen wir, wie gut sie trotz solcher Schranken von ihm geschrieben, wie tief sie das Christenthum begriffen, wie klar sie in des Menschenherzens Abgründe und Höhen geschaut; in ihren Schriften stehen Wahrheiten, die unwandelbar am Himmel der Religion leuchten und nur mit ihr selbst versinken würden. In solchen Dingen sind Citate wenig; nur um dem Gedanken zu begegnen, es hätten die Scholastiker vom Herzenschristenthum fern und ihm fremd nur an dogmatischen Spitzfindigkeiten sich er-



götzt, stehe hier eine Stelle Anselms von Canterbury, eine Perle unter vielen, über das Herrschen im Gottesreiche: was Jeder, der im Himmel zu herrschen gewürdigt wird, will das wird im Himmel und auf Erden geschehen, und was er nicht will das wird nicht geschehen, denn es wird so grosse Liebe zwischen Gott und denen, die in diesem Reiche sein werden, stattfinden, dass Alle sich gegenseitig als sich selbst, Gott aber mehr als sich selbst lieben werden; daher wird keiner dort etwas anderes wollen als was Gott will, und was einer oder Alle wollen, das wird Gott wollen. Es wird daher mit jedem Einzelnen und mit Allen, mit der ganzen Schöpfung und mit Gott selbst so sein, wie Jeder es wollen wird; und so werden Alle vollkommen Könige sein, weil geschieht was sie wollen. Gott bietet vom Himmel herab ein so grosses Gut feil; fragt Jemand, um welchen Preis? so wird ihm geantwortet: der, welcher das Himmelreich geben will, bedarf keines irdischen Preises, und dem, dessen Alles ist, vermag keiner zu geben, was er nicht hätte. Und doch giebt Gott etwas so Grosses nicht umsonst, er giebt es keinem, der es nicht liebte, denn keiner spendet was er liebt einem, dem es nicht lieb ist: also liebe und besitze. Endlich, weil im Himmel herrschen nichts Anderes ist, als mit Gott und allen Heiligen sich durch die Liebe so zu einem Willen vereinigen, dass Alle zugleich eine Macht besitzen: liebe Gott mehr als dich selbst, und du beginnst schon zu besitzen was du dort auf vollkommnere Weise haben wirst. Diese Liebe kann aber keine völlige in dir sein, wenn du dein Herz nicht von aller andern Liebe frei machst, denn wie ein Gefäss, je mehr es mit Wasser oder mit einer andern Flüssigkeit erfüllt ist, weniger Oel in sich fassen kann, so



schliesst das Herz, je mehr es von einer andern Liebe eingenommen ist, diese Liebe aus. — —

So steht denn die Scholastik da wie ein mächtiger Baum den Gipfel zum Himmel erhoben, dessen Keim vor Zeiten zwischen verengenden Felsen hindurch sich empordrängte zu Luft und Sonne: es schien keine Stätte für seine Wurzel, aber siehe, er hat sie mit siegender Kraft hineingepresst in die Felsen und aus nieversiegenden Quellen, die sie bergen, Lebenskraft und Festigkeit getrunken. — Dennoch kann eine unbefangene Betrachtung nicht anders als entscheiden, dass die Scholastik mit allen Fragen zu dem letzten treffenden Warum nicht gelangt ist und nicht gelangen konnte; es war stets das Wort der Kirche, das blieb und entschied, nicht weil das selbstständig gewonnene religiöse Leben darin seinen eigenen Ausdruck fand, sondern ein von diesem Worte geschaffenes; es blieb das geheimnissvolle Schweigen über die letzten Gründe, der leere Raum, den nur die Majestät der Kirche für den ausfüllte, der sich ihr ganz und vollkommen hingegen. Diese Beschränkung der Geistesthätigkeit war, wie wir sahen, eine nothwendige Folge des Systems, doch fehlt es nicht an Versuchen wider den Stachel zu löcken und der hier gedrückten Freiheit ein anderes Gebiet zu erwerben. Das Wissen, zu dem die Scholastik führte, sollte nicht aus dem Verstande kommen sondern aus der kirchlich erzogenen Vernunft, aber nur zu bald rächte sich die Beschränkung, indem sie für den Verstand, sein trennendes, spaltendes, systematisirendes Bestreben in den kirchlichen Dogmen einen hoherwünschten Stoff fand. — Die Schriften des Aristoteles, jetzt von den Arabern wiederempfangen, denen sie einst Constantinopel gleichsam zur Hut vertraut, und des, der



seinen Weisen auslegend, selbst der Weisheit Ruhm gewann, übten und schärften des Verstandes Kraft; an seinen Kategorien ward das kirchliche Dogma schematisirt, und wenn wir bedenken, wie schon die Schriften fast aller Meister dieser Periode die Spuren dieses beginnenden Einflusses an sich tragen, und unter Zahllosen nur die Gipfelpunkte uns bekannt geworden sind, so müssen wir im Allgemeinen auf ein solches Ueberwiegen dieser Tendenzen schliessen, dass die Klage nicht ungerecht ertönt: der Wald des Aristoteles sei um den Altar des Herrn gepflanzt: die spitzfindigen Fragen, ohne zu wahrer Antwort zu kommen, hinderten das Fortschreiten in der wahren Theologie, wie die Fischgräten ritzen und das Schlucken hindern. — So sollte ein unentbehrliches Arbeitsgeräth, die Dialektik, die wahre Arbeit selbst ersetzen, man vergass unter all den unnützen Fragen häufig die ewigen und des Gegenstandes Bedeutung; schon hier lässt sich das Urtheil festhalten, das Petrarka viel später, als die Richtung zur Carricatur geworden war, so aussprach: „Wer lächelte nicht der *conclusiunculae* mit denen gelehrte Männer sich und andere ermüden, mit denen sie ihre ganze Lebenszeit zubringen, unnütz Andern und schädlich dazu; ich verwerfe keinesweges die Dialectik, denn welchen Werth die Stoiker, diese tapfern und männlichen Philosophen, auf sie legten weiss ich; eine sehr nützliche Waffenrüstung ist sie für die Wanderer unter den Dornenhecken der Philosophie; sie schärft den Verstand, bezeichnet den Weg zur Wahrheit, wie man vor Täuschungen sich hüten möge, aber wir können doch nicht, wo wir mit Ehren durchgehn, mit Ruhm weilen, nur ein thörichter Wanderer vergisst über der Lust am Wege sein Ziel. Eine



lange mühevollen Reise steht uns bevor, die Dialectik kann ein Theil sein, aber sie ist nicht das Ende.“

Wie eine Pflanze, wenn ihre Blüthen geknickt sind, ihren Lebenstrieb in um so reicherer Blätterfülle offenbart, so hat die Scholastik, weil ihr Ziel vor jeder Untersuchung festgesetzt und jede ändernde oder gegensätzliche Entscheidung versagt war, in dem üppigen Blätterwerk der Dialectik sich zu genügen gesucht. Es blieb freilich eine theologische Disputation und die Würde der Sacrosancta hat manche sehr weltliche Frage decken müssen, aber da über das Wesen der Religion an sich keine Untersuchung vorhergegangen, ein sehr buntscheckiges Material schon von den Kirchenvätern überliefert war, blieb je weiter nach der Peripherie des heiligen Kreises zu gar viel zu reden und zu prüfen, während mit der Annäherung an das Centrum die Thätigkeit gradweise nachliess, und in ergebungsvollem Schweigen war der Altar im Centrum zu verehren, auf dem die unveränderliche Kirchenlehre eingegraben leuchtete. —

Abälard durchbrach die Schranken im Vertrauen auf die Fülle des Geistes der ihm so reichlich verliehen war, nach der Logik des Logos sich sehnend, überzeugt von der Macht und Realität des Individuums. Sein Lösungswort *intelligo ut credam* musste die gänzliche, fundamentale Umgestaltung der theologischen und philosophischen Bestrebungen wie unter der Beleuchtung eines Wetterstrahles sehen lassen, es war die kühnste Erhebung des Subjectes über das nur von der Kirche hingebend empfangene religiöse Geistesleben. „Man prüft zuerst die Gründe für die Wahrheit des Christenthums so erhält der Glaube seine Berechtigung, daraus geht dann kraft des heiligen Geistes die Zuversicht der



auf das Unsichtbare sich beziehenden Ueberzeugung hervor.“ — Hatte es sonst geheissen: durch das zweifellose Vertrauen von dem erfüllt wir der Kirche uns hingeben, dass ihr, als der einzigen Rettungsanstalt für die gefallene und dem ewigen Tode verfallene Menschheit, die göttliche Wahrheit, die ganze göttliche Wahrheit, und die göttliche Wahrheit allein einwohnt und unfehlbar von ihr mitgetheilt wird zu unserm Heile; so sprach Abälard es offen aus: *dubitando ad inquisitionem venimus, inquirendo veritatem percipimus*. Indem wir bezweifeln was die Kirche von sich aussagt, werden wir zurückgewiesen vom Dogma zur heiligen Schrift als seinem Correctiv, von ihr zur Offenbarung Gottes im Geiste des Frommen, dessen Gesetze die letzte durchschlagende Norm bilden für alle in der Kirche überlieferte göttliche Wahrheit. Die Grösse Abälards liegt im Auffinden dieses Princip, das durch andere Potenzen verstärkt Kirche und Dogma einer höhern Gestaltung entgegen führen konnte, nicht so in der Ausführung die uns in seinen Schriften begegnet, vielmehr ist die nur prophetisch, in einzelnen Präformationen die künftige Entwicklung andeutend, wie im Reiche der Natur Erscheinungen gegeben sind als Weissagungen dessen, was sein wird. Bezüglich darauf ist bei der Gleichheit des Princip eine grosse Kluft befestiget zwischen Abälards *introductio in theologiam christianam* und etwa Wegscheiders Institutionen und Hase's evangelischer Dogmatik. Zu der Entwicklung der Gesetze des religiösen Lebens, von der wir oben sahen wie sie eine Scheidewand bildet zwischen dem was zur Religion gehört und was nicht, sind erst zögernde Schritte geschehen, zum Beispiel wenn es heisst, zur Seligkeit genüge, was das Evangelium von Glaube, Hoffnung und Liebe



gelehrt, es gehöre nicht zum Glauben ob Jesus so oder anders ausgesehen habe. Sonst aber erscheint der Blick, welcher das Historische im Christenthume vom allgemein Religiösen scheidet, doch noch sehr eng begrenzt, überall das Streben jenes a priori zu construiren; so soll das Trinitätsdogma als eine nothwendige Aussage des religiösen Geistes dargethan werden, was eben so unmöglich als unkirchlich ist, denn an die Stelle der drei historischen Persönlichkeiten drei göttliche Eigenschaften setzend erklärte man eben nichts von der kirchlichen Trinität und das feierliche Dunkel umschwebt nach wie vor das mysterium tremendum. Ueberall ist in ihm ein Gähren und Ringen der Gedanken, ein Bewegen und Mischen des Alten und Neuen, und man muss sich erinnern, wie noch Jahrhunderte dazu gehörten um unter vielen Gegensätzen und Schwankungen die Anerkennung dessen was Abälard sah zu vermitteln. Baumgarten-Crusius meint freilich dies Princip habe der katholischen Kirche nicht gefährlich werden können, indess möchte der sinnvolle Dogmenhistoriker mit diesem Vertrauen wohl allein stehn. Der ganze Kampf der sich um Abälard erhebt zeigt das Gegentheil; die Frage trat an Jeden in diesem Gebiete, ob er in Abälards Lehre die naturgemässe Entfaltung des Keimes sehen wollte, der verborgen in der Scholastik getrieben, und mit ihm gehn, oder einen krankhaften Auswuchs der zu vertilgen sei. Wie sie beantwortet ist zeigt die Geschichte; man wandte sich ab von einem Systeme, das den Zweifel an der Spitze trug: wo Zweifel nah dem Herzen wohnt, da wird der Seele schlecht gelohnt, hat Wolfram von Eschenbach aus den tiefsten Gefühlen des Mittelalters gesungen: das ward die Antwort.

Es ist die menschliche Weise, und ich denke nicht



daran es zu leugnen, dass in dieser Entscheidung auch persönliche unlautre Dinge mit bestimmt und mit erbittert haben. Der Ruhm eines Universitätslehrers, der alle Gepriesenen neben ihm in den Schatten stellt und von Tausenden begeisterter Jünglinge in alle Lande getragen wird, hat nicht bloss damals den Neid und böse Leidenschaften in seinem Gefolge entfesselt: die Facultätsacten, wenn sie von solchen Dingen Act nähmen, könnten ein ganzes Mustercabinet von Analogien bieten; doch habe ich Bedenken auf die Eifersucht der Scholastiker einen solchen Nachdruck zu legen, wie Herr Doctor Hase thut. Die Trägerin der Opposition gegen Abälard ist die Mystik durch ihren grössten Repräsentanten; um zu begreifen wie sie grade diese Aufgabe übernommen ist an Folgendes zu erinnern. Das Charakteristische der Mystik ist das einseitige Beschränken des religiösen Lebens auf das Gefühl; in seinem dem Durchschauen unzugänglichen Strome wogt und wallt es, aus seiner Tiefe entspringen die Quellen von denen jener stille unergründliche Bergsee gefüllt wird. Nur mit dem Gefühle lässt das Göttliche sich erfassen, anschauen, geniessen, was auf anderm Wege davon erfahren wird ist höchstens ein schwaches Abbild, Schatten und Schein. Dagegen die Scholastik wenigstens eine Neigung hatte den Primat der Vernunft zu ertheilen und was hinsichtlich der religiösen Speculation unbestritten war, sie sei eine Uebung des christlich geweckten Erkennens, auf die Religion selbst auszudehnen; so lag hier in den Einseitigkeiten beider Anlass genug zum feindlichen Zusammenstoss. Dennoch war es nur eine Neigung, die der Scholastik an sich unwesentlich nach der Individualität der Einzelnen stärker oder schwächer hervortreten mochte; mit der frommen Meditation eines Anselm



konnte die Contemplation der Mystiker in gegenseitigem Verständniss wohl zusammengehn. Anders und schärfer der Gegensatz da, wo das Streben der Scholastik in Dialectik sich erschöpfte, dann störte das Waffengeklirr in ihrer Rüstkammer den heiligen Frieden der Beschauung; einer solchen Verständigkeit trat die Mystik mit der Ueberzeugung entgegen, ihre Liebesfülle, dieses Pfand der Seele, gebe eine Gewissheit des Göttlichen, nach der man in allen Schriften des Aristoteles vergebens suche, offenbare Geheimnisse, vor denen die Weisheit der dialectischen Reitkünstler wie eine Thörin stehe mit gelähmten Schwingen. Die bittere Ironie, mit der die Apostel einst die Unphilosophie ihrer Zeitgenossen gegeisselt, schien gegen diese so selbstzufriedene als hochmüthige Nachfolgerin nöthig zu sein; die Kraft der Liebe kann gar nicht verstanden werden, sagt Hugo von Sanct Victor, denn sie ist höher als aller Verstand, das Göttliche wird mehr geliebt als begriffen, die Liebe dringt dahinein, wo der Verstand draussen bleiben muss. — Einer der früher in jener Bahn ging und sich dann der Mystik zu wendete hat nicht harte Bussen genug finden können für diese Sünde seines Lebens, Abälards Grundgedanke fügte zu beiden spannenden Elementen noch ein Drittes: er verletzte das katholische Bewusstsein der Mystiker und rief so zu einem Kampfe um Sein oder Nichtsein. Man könnte freilich hinweisen auf die der Mystik eigenthümliche Milde gegen dogmatische Unterschiede, in der ein Zinzendorf sagt: das ist mir einerlei ob eine Seele katholisch oder reformirt ist, wenn sie dem Heiland nur zu Füßen fällt; aber hier war doch im einzelnen Dogma die Kirche selbst angegriffen, und das Gefühl der Nothwendigkeit einer äusserlichen, einigen, katholischen Kirche, war



viel zu sehr ein alles beherrschendes Grundgefühl des Zeitalters, um irgend wo getilgt werden zu können. Bernhard von Clairveaux sah in jenem neuen *intelligo ut credam* einen Abgrund sich öffnen der die Welt in Gegensätze zerriss, sah sein Ideal, dass nur ein Glaube sei, gefährdet; sich achtete er berufen diesen andern Pelagius durch einen Geisteskreuzzug zu vernichten, er wollte den Riss schon im Entstehen schliessen durch seine Herrschermacht und seinen Glauben. Gewiss war er, wenn irgend Einer, geboren diesen Streit würdig durchzuführen; er, der nach Dante's Wort in dieser Welt betrachtend schon gekostet jenen Frieden, hatte das Wort der Kirche als eine Stimme vom Himmel in sich aufgenommen, die sollte ihm der kurzsichtige Mensch nicht richten: eine Berechtigung des Individuums, wie Abälard sie forderte, hätte die Glaubensburg zertrümmert, deren Fundamente einst Augustin gelegt, an der Jahrhunderte fortgebaut unter unermesslichen Kämpfen, der Anselm so eben mit der krönenden Kuppel eine durch nichts zu brechende Festigkeit verliehn. — Es wäre der Untergang seiner Welt gewesen.

Ehe wir indess das Getümmel des Streites an uns vorüberziehen lassen, geziemt es auf einen versöhnenden Punkt zu blicken. Wer nichts erfahren hat wird nichts verstehen: dieser Satz Anselms, von dem neulich Gervinus eine so geistvolle Anwendung auf das Verständniss Shakespeare's gemacht hat, der Schleiermachers Dogmatik als Motto ziert, ist, recht verstanden, das Fundament aller christlichen Religionsphilosophie. — Jacobi will zu Verstande kommen durch seine Philosophie über ein tief Erlebtes, über die ihm angeborne Andacht zu einem unbekannten Gott. — Schelling spricht es aus, ächte Philosophie muss erlebt werden, aus tie-



fem Herzensgrunde steigt sie auf als Erinnerung und Hoffnung göttlichen Lebens, die dem Künstler zum Gedichte und dem Philosophen zum System wird, beiden ein Tagebuch ihrer schönsten Stunden; und sein Gegner Hase: wohl dem, der eine Philosophie nicht lernt, sondern aus seinem innigsten Wesen hervorgehend erfasst: was uns gelehrt wird in göttlichen Dingen zieht wie Schatten und Wolke an uns vorüber; nur dann wenn es sich spiegelt in unserm Wesen, einen Geist, einen Bruder in uns weckt, und ein System unser eignes wird, nur dem gehören wir an als einem von uns selbst erbauten, denn es kommt wenig darauf an wer zuerst eine Wahrheit findet, wenn sie wirklich eine Wahrheit ist also der Menschheit angehört. — Der Grund ist dieser. Die Religionsphilosophie vernimmt und entwickelt die Aussprüche des selbstbewussten religiösen Geistes, nun aber kömmt der religiöse Geist nicht anders zum Selbstbewusstsein, als wenn er in uns wirklich geworden, seine Kraft entfaltet hat, Frömmigkeit als lebendige Quelle in uns strömt; wo das nicht geschieht, wo aus tiefstem Herzensgrunde eben nichts aufsteigt, da kann von einem Ordnen, Betrachten des Aufgestiegenen nicht die Rede sein. Und was das Christenthum angeht, wie könnte der, dem die Gesetze des religiösen Lebens nicht in eigner Erfahrung klar wurden, untersuchen wollen, ob sie im Christenthum als der vollkommenen Religion vollkommen enthalten, wie, ob die historische Gestaltung der vollkommenen angemessen ist. Doch wohl nicht. Wenn es doch einer versuchen wollte, sagt treffend Anselm von Canterbury, so muss man ihn mit Fledermäusen und Nachteulen vergleichen, die nur bei Nacht den Himmel sehen und dann über die Mittagsstrahlen der Sonne mit den Adlern streiten wollen, welche



die Sonne geschaut. — Die Verbindung des Ethischen mit der Speculation, die Darlegung der Gnosis als einer religiösen That, ihren Grundbedingungen nach, steht für alle höher als ihr Streit und steht als Bogen des Friedens hoch über den Häuptern der Streitenden, einstiger Vereinigung Vorzeichen. —

Peter Abälard ist im Jahre 1079 zu Palais, einer Stadt der Oberbretagne, in einer vornehmen Familie geboren; glänzend begabt vertauschte er früh die Uebung im ritterlichen Waffenspiel mit der Rüstung der Dialectik und zog das Wortgefecht der Siegesbeute der Schlachten vor. Als Peripatetiker von einer Schule zur andern pilgernd setzte er sich in Paris zu den Füßen Wilhelms von Champeaux, und ihm persönlich befreundet überstrahlte er doch bald den Ruhm des Lehrers wie der Commilitonen, und hatte schon zu erfahren, dass Grossen naht der Neid und der Wind umbrauset die Wipfel. Um den Häkeleien der Lehrer und Schüler zu entgehen schlug er das Lager seiner Schule auf dem Berge der heiligen Genoveva auf, der zum Aventin eines Volkes von Jüngern ward. Wilhelm von Champeaux zog sich tief verletzt mit den Seinen in die Abtei Sanct Victor zurück, trat unter regulirte Augustiner Chorherrn um ein wahrer Philosoph zu werden und lieber niedrig zu sein im Hause seines Gottes, als zu wohnen in der Gottlosen Palästen; hier hat er die Schule von Sanct Victor gegründet, die sich die grosse unge löst gebliebene Aufgabe stellte Mystik und Scholastik zu versöhnen, als ein geistiger Ritterorden, dessen Glieder, wie die Templer über dem Panzer das Mönchskleid trugen, mit der Rüstung der Scholastik das heilige Grab der Mystik schützten. Der Gegenstand des Streites war kein theologischer, Abälard lag das Studium der Theo-



logie damals noch fern, aber er bewegte damals die ganze philosophische Welt, und von der Seite, die ein Theolog ergriff, hing bei der besondern Beziehung dieser beiden Geistesgebiete zueinander der Charakter seines Systems ab. Es ist die Frage über Realismus, Nominalismus und Conceptualismus, daher liegt es uns ob, um die geistige Physiognomie der Zeit nicht unvollständig zu lassen, von dem Gange und der Bedeutung des Streites eine skizzirende Rechenschaft zu geben. — Victor Cousin, der gründliche Kenner mittelalterlicher Philosophie, hat mit deutscher Genauigkeit und Unermüdlichkeit die Schriften Abälards aus dem Staube der Bibliotheken uns wiedergegeben und durch jene Philosophie den Ruhm Frankreichs verkündend in der berühmten Einleitung zu dem ersten Quartanten seiner Ausgabe die Geschichte jener Fehde mit solcher Klarheit entwickelt, dass den Nachfolgern wohl nur die Ausführung manches dort Angedeuteten und die Begründung von Einzelheiten geblieben ist. Nur wer sich durch die unwesentliche Form, in der die Fragen bisweilen vor uns verhandelt werden, die Unbehüllichkeit des Ausdrucks, das Geklirr und Geklapper der Rüstungen den Blick in ihre Tiefen verbergen lässt, kann den in den Schulen durch die Mittel der Schulen geführten Krieg für einen blossen Wortkrieg achten, mit dem sich unnütze Mönche die langsamschleichenden Stunden in den düstern Zellen verkürzten; während Entscheidungen wie die, ob die Idee Gottes, wie sie uns nothwendig ist, auch ausser unserm Denken in einem Objecte Realität habe, wenn auch nicht direct doch damit zusammenhängen. Fragen wie die: was sind Ideen, wo sind sie, was verbürgt sie, sind, wo eine philosophische Thätigkeit lebendig wurde, in mannigfaltiger Form



zur Verhandlung gekommen. Die kräftige Sinnlichkeit und jugendliche Verständigkeit des Mittelalters musste den Nominalismus, der überfliegende Schwung des katholischen Christenthums den Realismus erwählen. Das ganze Problem, sagt Cousin, waren Trümmer der alten Philosophie; nicht deren, welche Boethius für die Zeitgenossen Theodorichs commentirt hatte, sondern jener grossen Philosophie, welche zwölf Jahrhunderte mit ihren bewundernswürdigen Entwicklungen erfüllt; dies Problem, das wir jetzt wie versteinert im Leben des Boethius sehn, war vormals lebendig gewesen in einer andern Welt, es hatte Plato und Aristoteles beschäftigt, unsterbliche Kämpfe hervorgerufen und Systemen das Dasein gegeben, die sich lange gegen einander behauptet. Diese Kämpfe hatten aufgehört, diese edle Philosophie war erloschen, die Menschen, welche sie gebildet, längst verschwunden, selbst die Sprache, in der all dies Grosse gedacht und geschrieben, hatte einer andern Platz gemacht, die selbst nur einer neuen Sprache als Uebergang diente. Aber ein Keim jenes Alten war geblieben; stark genug um zu bilden, nicht stark genug um zu unterjochen, liess er die Freiheit neuer Bildungen. Eine Stelle des Porphyrius bildet den Ausgangspunkt der Untersuchungen, wo er sagt: er wolle nicht entscheiden, ob die Universalien, die Ideen für sich beständen, real seien, oder ob sie nur der Vorstellung angehörten, ob sie für sich bestehend körperlich oder unkörperlich seien, ob sie getrennt von den sinnlichen Objecten, oder nur in und an ihnen existirten, daher der Verstand sie als blosse nomina, Vorstellungen von den Objecten abstrahire.

In dieser schwankenden Zusammenfassung ist die Lehre Plato's und des Aristoteles enthalten. Plato hat



gelehrt: ehe Gott die Dinge geschaffen hat, hat er sie gedacht, im Denken ihr Bild entworfen, diese Gedankenbilder sind die Ideen, sie haben im göttlichen Verstande ihre erste Realität, seinen Gedankenbildern hat Gott eine weitere Realität gegeben in den ersterschaffenen Exemplaren der Gattungen; eine dritte Realität haben die Ideen im menschlichen Geiste, sie sind ihm angeboren, oder nach dem mythischen Bilde haben die Seelen, ehe sie in den Kerker des Leibes hinabsanken, bei dem so malerisch beschriebenen Umzug der Götter und Seelen die Ideen geschaut. Endlich haben die Ideen in den einzelnen Objecten insofern Realität als die Objecte an ihnen Theil haben, sie in den Objecten sich darstellen; dagegen Aristoteles seine Polemik an dieses Theilhaben knüpfend nur den Einzeldingen Realität zuschrieb und die Platonischen Ideen zu Verstandesabstractionen degradirte. Zum Beispiel, wie das so oft in den Platonischen Schriften vorkommt, wird die Frage aufgeworfen: meinen wir denn, dass das Gerechte an sich, und das Wahre an sich, und das Schöne an sich sei? und immer ist die Antwort: allerdings, abgesehen von allen Objecten, in denen es sich findet, hat es Realität in Gott, und alle Gerechten, Wahren und Schönen seien das nur, sofern sie Theil nehmen an der Idee des Gerechten, Wahren, Schönen. Aristoteles waren diese Ideen nur Abstractionen unseres Verstandes von den wahren, schönen, gerechten Dingen, ohne weitere Realität ausser ihnen. Der erste Nachfolger des Aristoteles in der Kirche, der seinen Nominalismus auf die christlichen Theologumena anwendet, ist der Canonicus Roscellinus. Er behauptet: nur in den Individuen ist Realität; alles was nicht das Individuum selbst ist, die Idee nach Plato, existirt nicht, sondern ist ein blosser



Name. Auch den Theilen sprach er die Existenz ab; denn 1) sagt man, ein Theil eines Dinges sei so real als das Ding selbst, so sagt man damit: dies Ding ist ein Theil seiner selbst, da ein Ding, was es ist, nur mit all seinen Theilen ist; 2) der Theil eines Ganzen müsse eher als das Ganze sein, denn das Zusammensetzende muss eher sein als das Zusammengesetzte, aber der Theil eines Ganzen macht einen Theil des Ganzen selbst aus, soll er eher sein als das Ganze, so müsste der Theil eher sein als er selbst. Die Universalien sind dem Roscellinus nur Worte, wie die Theile eines Dinges nur in dem Dinge existiren, so auch sie, trennt man die Theile von den Dingen so bleiben sie Worte. Nur Individuen, Einzeldinge existiren, ausser ihnen Abstractionen. Wenn die Universalien irgendwo anders existiren, als im Verstande, wenn sie etwas Anderes sind, als Abstractionen des Verstandes von den Dingen, dann ist es unmöglich sie zu blossen Worten zu degradiren; sind sie es, mangelt ihnen jede Realität ausser dem Verstande, dann liegt in den Einzeldingen, von welchen sie abstrahirt sind, die volle Realität. Auf das Trinitätsdogma, diesen Jahrhunderte hindurch so hochgehaltenen Mittelpunkt der Speculation, angewandt, ergab sich: nach dem Realismus hat die Idee Gottes Realität, und durch die Theilnahme an ihr sind die drei Personen Gott und doch in der Dreiheit nur ein Wesen; dagegen nominalistisch sich ein Doppeltes möglich erwies 1) die Theile eines Dinges haben keine Existenz, nun stehen die drei Personen in Theilsrelationen zu einander, es sind Theile der Gottheit, haben somit keine Existenz, die drei göttlichen Personen in der Trinität existiren nicht, es sind blosse Namen, nur ein Gott. Oder 2) die drei Personen sind Individuen, nur Indivi-



duen haben Realität, dann bleibt ihnen freilich die volle Realität, aber die einigende Beziehung ist ein blosses Wort, wir haben drei Götter. — Unbekümmert darum, dass Roscellinus dem Realismus vorwarf, er lehre Tetradeismus, nämlich ausser Vater, Sohn und Geist auch der Idee der Gottheit Realität zuschreibend — — — diese Anklage stützt sich nur auf einen Schein, da der Realismus nicht nominalistisch den Personen als Individuen Realität zuschrieb, sondern die einigende Beziehung festhaltend, das Universale, Gottheit, ihnen Realität verleihen liess — — — forderte die Synode von Soissons die Abschwörung des tritheistischen Irrthums, die er leistete, weil der Pöbel ihn ermorden wollte, verbannt ging er nach England, dort als Strafprediger der unsittlichen Geistlichkeit verfolgt, von Anselm theologisch bekämpft, bot Frankreich ihm eine Zufluchtstätte; die *introductio* Abälards hat er denunciirt. Den Realismus hat zuerst Odo von Cambray zum Beweise der Erbsünde so benutzt: das Universale Menschheit ist real, sie ist ein Ganzes; das Einzelne wird bestimmt durch das Allgemeine, alle Einzelobjecte Menschen werden constituirt durch die Menschheit, das Object durch die Idee. Da nun in Adam, als dem ersterschaffenen Exemplar der Gattung, in welchem Gott der in seinem Verstande realen Idee Realität auch ausser demselben giebt, die Idee der Menschheit und das Individuum noch durchaus eins waren, erfuhr was er erfuhr die Menschheit, was die Menschheit, alle Menschen; es ist also die Sünde Adams als Sünde des mit dem Universale Menschheit noch ganz einigen Individuums eine Gesamtsünde, sofern alle Menschen Menschen werden durch den Antheil an der nun sündigen Menschheit. — Der strenge Realismus des grössten Gegners von Ros-



cellinus, des Anselm von Canterbury, ist durch den ontologischen Beweis für das Dasein Gottes auch in weitem Kreise bekannt geworden, als den fehlgeschlagenen Versuch, eine von seiner tiefen Frömmigkeit getragene und verbürgte Gewissheit speculativ zu begründen. Unsre Frömmigkeit ist überzeugt, die in ihr liegende Idee Gottes habe Realität ausser ihr, das heisst, ausser uns existire ein solches Wesen, wie sie dasselbe in sich abgebildet trägt; daher wo die Idee Gottes recht lebendig wird, der Glaube an ihre Realität gegeben ist, denn recht lebendig wird sie nur in der Frömmigkeit; aber in der Idee Gottes an sich ist Existenz ausser dem Geiste ein so fremdes Merkmal, dass wir sie lange beschauen möchten ohne von ihr selbst eine Antwort auf die Frage zu vernehmen: ist das Wesen wirklich, von dem du sagst, oder bist du ein Traum, das Phantasiebild eines Fieberkranken? Nur die Religion selbst giebt sie. — Anselm bekämpft den Nominalismus zusammen mit dem Empirismus; der Nominalismus verwerfe die Universalien als blosser Worte, weil er sie nicht sehen und greifen könne; der Realismus, solche Kriterien von dem nicht fordernd, das kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, weiss sie durch die Vernunft, als ein von der Phantasie, den Sinnen und dem Verstande streng zu scheidendes Organ, für ein unsichtbares Reich mit unsichtbaren Objecten verbürgt. Hier liegt ein Irrthum nahe, der von vielen damaligen Philosophen gemacht, nur dadurch, wie mir scheint, vermieden werden konnte, dass man sich darüber verständigte, wovon giebt es Ideen, und dabei unterschied, für Gott und für den Menschen. Nach dem Obigen hat Gott von allen Dingen Ideen, sonst hätte er sie nicht erschaffen, der Mensch nur von den Objecten der unsichtbaren Welt. Wie der



Nominalismus irrt, wenn er die Ideen conceptualisirt, d. h. sie nur für Abstractionen aus sinnlichen Erscheinungen erklärt, nicht für das achtet was sie sind, nämlich von Gott in uns gelegte Bilder von Geistesobjecten, in Betreff derer der Geist selbst aussagt, dass ihnen das Abgebildete entspricht und sie in diesem Existirenden, dessen Abbilder sie sind, eine von der Existenz in unserm Geiste unabhängige höhere Realität haben — — so irrt der Realismus, wenn er die Abstractionen des Verstandes von sinnlichen Dingen idealisirt, das heisst, erst zu Ideen umprägt, obwohl der Geist nichts von ihnen wissen kann, und dann jene höhere Realität von ihnen aussagt, die der Geist nur von den wahren Ideen aussagen kann; diesen Irrthum begeht zum Beispiel Anselm, wenn er die Farbe für ein Universale erklärt, während davon als von einem durch die Sinne Verbürgten der Verstand nur Abstractionen bilden und dieselben in Worten *nominibus* fixiren kann. Das Reich der Sinne und das Reich des Geistes sollen scharf von einander gesondert werden, die Objecte des Ersteren verbürgen uns die Sinne, der Verstand bildet nach den Aussagen desselben von ihnen Conceptionen oder Abstractionen und fixirt sie in Worten; die Objecte des Letzteren sind unsichtbare, der Geist trägt Ideen von ihnen in sich, und sagt von ihnen in den Objecten, deren Ideen sie sind, auf seine eigene Bürgschaft und unverirrliche Selbstgewissheit hin ächte Realität aus. Der Realismus gerieth in Gefahr bei der alleinigen Achtung der Idee des Allgemeinen die Individualität in demselben Maasse zu unterschätzen, wie der Nominalismus sie erhob. Er behauptet, um bei dem in diesem Streite althergebrachten Beispiele zu bleiben: die Menschheit ist ein Universale, zu ihm kommen einige Formen



hinzu und bilden den Socrates, das Wesentliche ist, dass er Mensch ist, unbedeutend und zufällig, dass er Socrates ist. Die Sache bleibt dieselbe, andere Formen treten ein und bewirken Platon's Existenz, und so die übrigen menschlichen Individuen; abgesehen von den zufälligen Formen ist die Menschheit im Platon wie im Socrates, nichts im Socrates, was nicht zugleich im Platon wäre, nur mit den Formen Platon's. Der Realismus hat allerdings darin Recht, dass er in jedem Dinge ein allgemeines und ein besonderes Element scheidet, im Socrates die Menschheit und die Socratität; aber es sind zwei irrthümliche Extreme möglich: entweder man scheidet beide Elemente, bis sie zerrissen werden, so dass im Socrates entweder nur das Besondere, die Socratität, oder nur das Allgemeine, die Menschheit, ist; oder man vermischt Beides bis zur Vernichtung des Unterschiedes, dass wieder Eins im Andern aufgehend gedacht wird, die Menschheit in der Socratität und umgekehrt. — In der That aber liegt die rechte Mitte darin, beide Elemente als wesentlich unterschieden und unzertrennlich geeint anzusehn; das Band dieser Dualität ist die Organisation, ihr Resultat das Leben; das Allgemeine absorbiert so wenig das Individuum, die Menschheit des Socrates verschlingt so wenig die Socratität, als dieses jenes, sie sind immer unterschieden aber nicht getrennt, daher ist es gar kein Widerspruch, dass zwei Individuen, Socrates und Platon, die dasselbe Allgemeine, die Menschheit, haben an verschiedenen Orten sein können; denn das Allgemeine, an dem beide Theil haben, ist in Jedem von einem Besondern verschieden und doch mit ihm unzertrennlich geeint. —

Wilhelm von Champeaux verharret im scharfen Gegensatze des Realismus vom Roscellinus. Das Universale



ist ihm ein Reales, das identisch, wesentlich, ganz und zugleich in allen Individuen ist, die daran theilnehmen, so dass die Individuen in ihrem Wesen nicht verschieden sind, sondern nur in zufälligen Elementen; liess Roscellin die Individuen allein existiren und das Wesen der Dinge ausmachen, alles Allgemeine nur Verstandesabstraction und Spiel der Sprache, so setzte Wilhelm das Wesen der Individuen in das Universale, auf das sie sich beziehen. Nachdem, sagt Cousin, einmal diese philosophische Lehre aufgestellt war, blühte sie unter dem Schirme des Christenthums, das sie dienend schützte. Wilhelm von Champeaux's Leben war so glücklich, als das des Roscellinus unruhig gewesen, sein System war dem Geiste der Zeit gemäss, und dieser Geist der Zeit belohnte ihn mit langen Erfolgen, mit einem glänzenden Ruf und mit der Freundschaft des heiligen Bernhard.

Zwischen Gegensätzen dieser Art konnte es nicht an Vermittelungen fehlen, Abälard schien den Ruhm einer in weiten Kreisen anerkannten erndten zu sollen. Jener gründliche Kenner urtheilt freilich, er habe nur die Argumente des gesunden Menschenverstandes gegen den Realismus gekehrt und ihn lächerlich gemacht. — Herr Professor Carrière, dessen Uebersetzung der Briefe Abälards und Heloisens unter uns in Deutschland ihr Andenken erneute, preist in dem Bemühen Abälard zum Johannes Baptista Hegels zu machen diese Vermittelung als den bedeutendsten Schritt der Philosophie im Mittelalter, wobei es kein glänzendes Zeugniß seines Verständnisses der philosophischen Entwicklung giebt, dass er natürlich zu Ehren Hegels den ehrwürdigen Gründer der Naturphilosophie, von der ein genialer Gegner urtheilt, man könne sehr leicht über sie spotten, ohne



ihre Tiefe auch nur zu ahnen, als einen diebischen Charlatan und lügnerischen Cagliostro brandmarkt. Zur Abkühlung dieses Enthusiasmus hat Cousins nüchterne Darlegung nachgewiesen, dass im Conceptualismus mehr ein Rückschritt in die Elemente des Nominalismus als eine höhere Verschmelzung der Wahrheit beider in organischer Einheit zu finden ist. Abälard hat viel vom Nominalismus entlehnt und bekämpft ihn nur in seinen äussersten Consequenzen, aber sein Grundprinzip, dass nur das Individuum und im Individuum nur das Individuelle existire, hält er fest; der Conceptualismus ist ein besonnener aber inconsequenter Nominalismus. Abälard argumentirt so gegen Roscellinus: wenn die Universalien nur nomina sind, dann sind sie nichts, denn Worte sind nichts, aber die Universalien sind etwas, denn sie sind Conceptionen; Roscellin hätte erwidern können: das habe ich nie geleugnet und mir eingegeben, wenn ich die Universalien nomina nannte, dabei an blosse Worte ohne den mit ihnen verbundenen Sinn zu denken, sondern eben das, was du Conceptionen nennst, Abstractionen aus den Dingen, nomina durch Vergleichen gewonnen; sind die Universalien Abstractionen und können Abstractionen nicht anders ausgedrückt werden als durch Worte, so giebt es ohne die Sprache keine Universalien, der Conceptualismus ist das Princip des Nominalismus, wo dieser ist muss jener sein, und verräth durch die Nothwendigkeit mit der er eintritt den Irrthum der Meinung als habe der Conceptualismus den Nominalismus überwunden. Es erhellt aus diesem Resultate noch ein anderer Irrthum, nämlich, dass man dieses speculative Problem und seine Lösung im Conceptualismus zum Alles tragenden Ausgangspunkt der theologischen Bestrebungen Abälards macht. Eine



gewisse Beziehung zwischen beiden braucht nicht geläugnet zu werden, aber diese scheinen doch einen weit tiefern Grund in seinem Geistesleben zu haben, weit bestimmter aus dem Kerne seiner ganzen Persönlichkeit herausgeboren, sie ergriffen auch solche Fragen, aber dass sie in der Beschäftigung mit denselben wurzelten ist eine so abstracte Vorstellung, als etwa einen grossen Feldherrngeist aus der Beschäftigung mit einem Capitel der Belagerungskunst ableiten zu wollen. —

Nachdem Abälard in der Philosophie unter den Ersten seiner Zeit genannt zu werden errungen, zog er die Theologie in den Kreis seiner Studien. In der Schule zu Laon lag er ihr ob, unter Anselm, der von ererbtem Ruhme zehrte; mehr langjährige Gewohnheit als ursprüngliche Geisteskraft und reiches Gedächtniss führten die Jugend zu ihm hin. Abälard erzählt uns wie er nicht lange im Schatten dieses blätterreichen Baumes gelegen, der fernstehenden Betrachtern prächtig, nahen unfruchtbar erschien, ermüdet sei er aus den langweiligen Vorlesungen weggeblieben, in denen das schaaale Ueberliefern oft wiederholter Weisheit ihm alle Spannung und Beweglichkeit geraubt. Einst da die Langeweile unter den Zuhörern Anselms wohl ansteckend gewirkt hatte, bot Abälard ihnen selbst Vorlesungen über die heilige Schrift und zwar über den Ezechiel an, die ihnen bald so angenehm wurden, dass sie beim dritten Mal um die Wette herzueilten diese geniale Exegese, wie er sie nennt, zu hören. Verheissen hatte er, obwohl er erst seit Kurzem mit der Sache sich beschäftigt, ohne lange Uebung durch's Genie auszulegen; damit ist ein Gegensatz gegen die übliche gelehrte Weise ausgesprochen, die sich damit begnügte, das von den Kirchenvätern her aufgespührte reiche Erbe von Erklärungen nach den Rubriken des



drei-, vier- und fünffachen Sinnes mit beliebigen Unterabtheilungen zu ordnen, wobei dann, wer etwa den Geist in sich fühlte, die schwere Bürde der Nachwelt mit eigenen Erfindungen bereichert hinterliess. Sie erforschten nach einer jeden Individualität entweder die historischen Beziehungen und entwickelten den ethischen Gehalt der Schriftworte, oder suchten, am häufigsten in die geheimnissvollen Tiefen des mystischen Sinnes sich versenkend, in ihnen Ausdrücke für die Wallungen und Schwingungen des christlichen Gefühles. Den Weg, welchen Abälard einschlug, erkennen wir sowohl aus seinen exegetischen Werken, dem Hexaemeron, dem Commentar zum Briefe an die Römer, als auch sonst aus der Weise, in der er gelegentlich die heilige Schrift benutzt. Vorauszusetzen ist bei ihm die Abwendung von der mystischen Interpretation, aber von der unbefangenen Entwicklung des historischen Sinnes war die Zeit noch zu entfernt, als dass sie anders als in einzelnen Stellen aufdämmern konnte, und oft besteht das Genie nur darin, sein eigenes System in die Schriftworte hineinzulesen und herauszudeuten. Die dialectische Methode fand mehr Stoff zum Disputiren und Nahrung ihrer unermüdlichen Streitsucht, die haarspaltende Zerlegung der Begriffe der einzelnen Stellen führte ab vom einfachen unmittelbaren Verständniss, oft ward die Herstellung des Zusammenhangs auf Kosten des Gedankens vollzogen, Propheten und Apostel sollten eben so scharf und regelrecht denken wie ihre Ausleger, und die spanischen Stiefel, in die sie zu diesem Zwecke eingeschnürt wurden, drückten sie oft jämmerlich zusammen.

Anselm von Laon sah durch den Eingriff in ein Gebiet, das er bisher unbestritten beherrschte und durch



seine vielgebrauchte glossa interlinearis zu rechtskräftigem Eigenthum gemacht, seine Stellung bedroht; was Wilhelm von Champeaux den Philosophen gewesen, wollte er den Theologen werden, er griff zur geeignetsten Maassregel den Vorlesungen eine Bedeutung weit über ihren Gehalt zu geben, er verbot sie, wider Willen seinem Gegner die glänzendste Bahn eröffnend; denn Abälard ging nach Paris und setzte dort als öffentlicher Lehrer der Theologie und Philosophie und Canonicus die verbotenen Vorlesungen vor vielen, theils mit ihm gezogenen, theils neu herzueilenden Schülern fort. — Des Vertrauens der Jugend, ihrer Liebe gewiss, bot sie ihm für das Neue, das er zu bringen sich berufen achtete, den empfänglichen Boden, Schirm und Mauer den vor auszusehenden Gegnern; sein war die Herrschaft über sie durch seine Beredsamkeit, durch Schönheit über die Achtung der Frauen, durch Liebeslieder über ihre Herzen. Als er später im Kloster nur die Dornen fühlte, die jene Zeit zurückgelassen, nichts wie die Nacht erblickte, die sie über ihn heraufgeführt, als das gebrochene Herz hinsiechte unter den Schmerzen eines verlorenen Lebens, hat er, wie ein Heiliger, sie und sich in ihr verdammt. Kein König und kein Philosoph kam ihm gleich, jedes Land, jedes Dorf, jede Stadt brannte ihn zu sehen, jeder eilte ihn zu erblicken, wenn er öffentlich auftrat, und verfolgte ihn mit vorgerecktem Halse, gespannten Blickes, wenn er wegging. Die Stadt Rom sandte ihm ihre Zöglinge zur Belehrung, und sie, die einst mit der Wissenschaft jeder Kunst die Zuhörer zu erfüllen pflegte, bewies damit, dass seine Weisheit grösser sei als die ihre. Kein Raum der Erde, keine Höhe der Berge, keine Tiefe der Thäler, kein Weg voll Gefahr und Räuber hielt die Menschen ab zu



ihm zu eilen; die Engländer schreckte weder das dazwischenliegende Meer, noch der wilde Sturm der Wellen; sobald sie seinen Namen hörten, verachteten sie alle Gefahr und strömten bei ihm zusammen; die ferne Bretagne liess ihre Bewohner durch ihn bilden, Anjou diente ihm mit seiner rohen Wildheit, Spanien, Norddeutschland, Schwaben suchten seinen Geist zu erkennen. — Wie ein neues Evangelium flogen seine Schriften von Stadt zu Stadt, von Volk zu Volk, die Cardinäle studirten sie. — Abälard suchte, um sich von seinen Studien zu erholen, Aufnahme in einer vornehmen, geistreichen Familie, er wollte im Hause eines Vaters wie ein Sohn leben; der Canonicus Fulbert, stolz und reich, öffnete ihm das seinige, sein Geiz freuete sich zugleich umsonst für die Nichte Heloise einen solchen Hauslehrer zu finden. „Mir, der ich glühte von Liebe zu diesem Mädchen, erzählt Abälard, war nun der Auftrag geworden sie zu belehren, so oft ich bei der Rückkehr aus den Vorlesungen Musse hätte, und fände ich sie nachlässig, streng zu strafen, wie ein Wolf das Lamm. Wir wurden zuerst durch ein Dach, dann durch die Herzen verbunden, die Einsamkeit, welche die Liebe wünscht, gab uns das Studium der Wissenschaft; die Bücher waren aufgeschlagen, aber mehr Worte der Liebe als der Wissenschaft wurden gewechselt, und der Küsse waren mehr als der Sentenzen. Im Hörsaal war mein Vortrag so lau und nachlässig, dass ich nichts mehr mit lebendiger Geistesfrische, sondern Alles nach dem gewohnten Brauch aus dem Gedächtnisse vorbrachte, und waren mir neue Erfindungen vergönnt, so waren es Liebeslieder, nicht philosophische Geheimnisse, aus dem Philosophen ward ein Troubadour.“ Als Heloise in der Liebe Rausch und Glück



ihm das Höchste geopfert, wollte er den Bund der Herzen durch den Segen der Kirche weihen lassen, aber sie, auch in ihrer Schuld wie eine Jungfrau dastehend, verwirft unbedingt die Ehe. Dass sie es thut, sagt Herder, zeigt ihre erhabene Seele, besonders indem sie aller Ansprüche auf ihn mit ganzer Einfalt des Sinnes in ernster Festigkeit sich entäussert, dies liegt nur im reinsten weiblichen Charakter; wie der gemeine Haufe in Prätensionen schwimmt, und nur in ihnen lebt, weiss das edlere Weib sich zu vergessen und wird gross ungenannt bleibend und verschwindend. Viel später, als der Nonnenschleier längst die schönen Züge verhüllte, und die Sonne durch das schmale Fenster der Zelle auf das geisterbleiche Antlitz leuchtete, konnte sie sich darauf berufen, wie sie alles aufgeboten um die Ehe zu vermeiden. „Nichts habe ich jemals, Gott ist mein Zeuge, in dir gesucht als dich selber, rein nur dich und nicht das Deinige begehrend, nicht den Bund der Ehre und andre Heirathsgüter hab' ich erwartet, nicht meinen Willen und meine Lust, sondern den Deinen zu erfüllen gestrebt, und wenn der Name der Gattin heiliger und ehrwürdiger erscheint, süsser war es mir immer deine Geliebte zu heissen, oder wenn du nicht zürnen willst, deine Buhlerin und Hetäre, damit je tiefer ich mich für dich erniedrigte, ich um so grössere Huld und Gnade bei dir fände, und den Glanz deiner Herrlichkeit weniger verletzte. Ja wenn Augustus der Beherrscher der Welt mich zu seiner Gattin erheben und mir für alle Zeit die Herrschaft des Erdkreises bestätigen wollte, so würde es mir lieber und würdiger erscheinen deine Geliebte zu heissen als seine Kaiserin. Zweierlei war dir eigenthümlich, womit du die Herzen aller Frauen sogleich gewinnen konntest, die Anmuth



des Wortes und des Gesanges, und das war den andern Philosophen bekanntlich durchaus nicht eigen. Indem du hieran wie an einem Spiele dich von der Anstrengung philosophischer Arbeiten erholtest, hast du viele Lieder im Rhythmus der Liebe gedichtet, die wegen überschwenglicher Süssigkeit der Worte und der Melodie häufig nachgesungen meinen Namen in aller Mund unaufhörlich erhielten, so dass der Zauber des lieblichen Gesanges auch die Ungebildeten deiner niemals vergessen liess, und da der grösste Theil jener Lieder unsre Liebe besang, so verkündeten sie vielen Landen bald meinen Namen.“ In diesen Erinnerungen klingt das Gefühl einstigen Glücks mit den Kämpfen der Entsagung zusammen, sie hat ihren liebsten Wunsch aufgegeben, weil sie alle die Verwünschungen nicht tragen wollte, welche dieser Verlust der Kirche auspressen müsse; schmäählich sei es, dass der, den für alle die Natur geschaffen, einem Weibe gehören wolle. Der Oheim Heloisens verschloss Abälard sein Haus, der sie nach Nantes zu seinen Eltern entführte; nach Paris zurückgekehrt warf er sich dem Canonicus Fulbert zu Füssen, erhielt seine Verzeihung und die Einwilligung zur Ehe mit der Nichte, die in einer Kirche zu Paris in Gegenwart Fulberts eingesegnet ward. An dem Unglück, das jetzt über Abälard heraufzieht und ihm wie der Gattin nur durch den einen Trost versüsst ward, die Liebe sei doch noch grösser gewesen, als der Schmerz, ist er nicht ohne Schuld; es bleibt hier eine dunkle Stelle seines Charakters die sich nicht verdecken lässt, ihre Quelle eine Mischung von Feigheit und Eitelkeit. Es ist die Verleugnung der Ehe seinerseits, wozu er auch Heloisen bewog. Was ihn vorher gehindert hatte, den Wunsch Fulberts erfüllend um die Hand seiner



Nichte zu werben, war die Furcht sich durch eine irdische Schönheit überwunden zu bekennen, damit den Ruf platonischer Reinheit und Leidenschaftslosigkeit zu verlieren, als ein aus der ätherischen Region rein geistiger Liebe in die materiellste Wirklichkeit herabgesunkener zu erscheinen, ausserdem auch wohl der Hinblick auf die Würden der Kirche, die nur um den Preis des häuslichen Glücks erworben werden konnten. Dieselben Rücksichten lenkten ihn jetzt und entflammten den Zorn Fulberts über die Schmach seines Hauses, dem er Heloise zu entziehen hoffte durch Entführung in das Nonnenkloster zu Argenteuil. Der Canonicus sah seine Nichte, die Freude und den Stolz seines Lebens, von dem täuschenden Meister verführt, mit ihm vermählt, wie eine Buhlerin verstossen und in ein Kloster begraben als Opfer ehrgeiziger Pläne, er wollte diese Pläne für immer vernichten, alles, was Heloise mit den schwersten Opfern zu erringen gehofft, sollte vergeblich sein. — So kam die furchtbare Nacht wo Mörderhände an Abälard verübten, was einst ein grosser Kirchenvater an sich selbst vollzogen hat und was nach den Gesetzen der Kirche von den höhern Würden ausschliesst. Von der Höhe des Ruhmes hinabgestürzt in Schmach und Verachtung, erfüllte ihn Jammer bis zum Wahnsinn, den die allgemeine Entrüstung nicht mildern konnte; ja es hat schwerlich ein Lächeln um die verdüsterten Züge geschwebt, als er den Brief las, in dem sein alter Freund, der Prior Fulko von Deuil, seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit aufbietet, um mit komischem Scharfsinn dem Freunde die gute Seite dieses Schicksals zu zeigen. Furchtbar bittre Jahre sind vergangen, ehe er es als ein Heilmittel der göttlichen Gnade in den Worten preisen konnte: was Gott damals an mir that kann ich nicht



sowohl Gerechtigkeit als Gnade nennen; in solchen Netzen des Erbarmens hat mich der Herr aus der Tiefe dieses gefahrvollen Meeres gezogen, dem Strudel der Charybdis auch wider seinen Willen den Schiffbrüchigen entrissen, dass ich in die Worte ausbrechen muss: der Herr hat sich um mich bekümmert, ich will hingehen und verkünden wie Grosses er an mir gethan hat, wen der Herr lieb hat den züchtigt er und stäubt einen jeglichen Sohn den er aufnimmt. — Und er ist dahin gegangen, wo dem im Getümmel der Welt unruhigen Herzen der Hafen eines königlichen Friedens sich aufthat, in ein Kloster; wie ein Sperling ist er zum Berge des Herrn geflogen und hat in den Steinritzen und den Felsklüften der Entsagung sein Nest gebaut, dass kein Sturm eitler Begierden ihn dahinreise, kein Wogen fleischlicher Lockungen ihn überfluthe, keine Schlinge weltlicher Sorgen ihn fahe. Für Stimmungen und Schicksale wie die Abälards ist das Klosterleben Bedürfniss gewesen, denn es ist kein Leben einfacher und glücklicher, sagt so schön Johann von Salisbury, als das eines Klosterbruders, der mit gläubigem Gemüthe sich ihm weihet. In Demuth freut er sich seiner Niedrigkeit, den Vorgesetzten leistet er Gehorsam mit Unterwürfigkeit und Ehrerbietung, trachtet nicht nach Herrschaft, Müssiggang, Trug und Ungebundenheit. Unter Gottes heilsamer Leitung fügt er sich duldend und schweigend allen Geboten. Aus Gottes Munde nimmt er das Wort welches die Seele errettet, freut sich des Umganges mit ihm und bleibt als ein Gotteskind auf Erden jedem weltlichen Getümmel fremd. — Das suchte Abälard in Saint Denys, aber den Abstand der Wirklichkeit vom Ideale sollte er nur zu bald gewahren, wie man denn damals schon sehr wohl wusste, was wir



später so oft hören müssen: nicht einsame Wälder und Bergeshöhen beglücken den Menschen, wenn er Einsamkeit des Geistes, Ruhe des Herzens und des Gewissens, Erhebung des Gemüthes nicht in sich trägt, ohne sie begleiten den Menschen in jene Stille Neugier, Ruhmsucht, Verdriesslichkeit und Stürme der Versuchungen; aber auch um jene Güter zu erwerben wo sie fehlten, sie zu befestigen wo sie begonnen, sie ungestört zu bewahren wo sie errungen waren, pochte man an die Klosterpforte, um durch heilige Zucht und Regel den zeitlichen Fluthen entzogen, reines Herzens zu werden und im friedlichen Schoosse der Religion ruhend zu erkennen wie gering und hinfällig alles auf Erden ist.

Heloise nahm auf Abälards Wunsch den Schleier zu Argenteuil, zum Altare stürzend wie man sich in den Abgrund stürzt; in zarter Jugend trieb sie zur Härte des Klosterlebens nicht fromme Hingebung, sondern sein Wille; als er zu Gott eilte da ist sie ihm gefolgt, ja vorausgegangen: „ja ich hätte nicht angestanden, wenn du zu den vulkanischen Stätten hinabeilst, nach deinem Willen dir voranzugehn oder zu folgen, denn nicht bei mir, bei dir war meine Seele!“ — Ihr Oheim hatte alles versucht sie abzuschrecken, über das lockende Lebensgemälde, das er vor ihr ausbreitete, sah sie trüben Blickes hinweg, unter Thränen eilte sie zum Altare und nahm rasch den Schleier aus der Hand des Bischofs. —

In Saint Denys fand Abälard nur fortwährendes Kreuz, ein weltliches, schändliches Leben herrschte, zuchtlos und übel berüchtigt war der Abt, um so bitter ward er dadurch getroffen, je höher ihm das Mönchsleben stand. Es sei offenbar vollkommner als jeder geistliche Stand, er stellt das Mönchthum auch über das Priesterthum und seine Träger, das doch durch Gregor's



VII. ungeheure Thatkraft aus der Welt und ihren Verwirrungen hinaus über die Welt und alles irdisch Hohe hinweggehoben, nun von derselben Majestät umleuchtet war die sein Vorbild auf Zion verherrlichte. Auch die höchsten Mitglieder des Clerus, sagt Abälard, ergriffen ja den Mönchstand um für eine sündige Vergangenheit zu büßen, das habe nur Sinn unter der Voraussetzung er sei der innerlich höhere, sie dürften nicht in die frühere Stellung zurücktreten, weil das ein Herabsinken von einer erlangten Stufe der Vollkommenheit sei, aus Mönchen würden Bischöfe, das Kloster bereite innerlich für die höchsten Würden, nie würden aus Weltclerikern Aebte. — Die ganze Kirche rufe in den Litaneien die heiligen Mönche, Jungfrauen, Einsiedler und Wittwen an, nie die Cleriker oder Bischöfe. Elias und Johannes der Täufer seien die Gründer des Mönchthums gewesen, dieser im Priesterthum geboren habe es verworfen, Christus ihn nicht zum Apostel gewählt, sondern sich von ihm als von einem Mönche taufen lassen; darum weigere sich auch die Braut im Hohenliede dem anklopfenden Bräutigam die Thür zu öffnen, weil sie sich von der Welt in eine ruhige Beschauung des höchsten Lichtes zurückgezogen habe. Ja der Herr selbst ziehe das contemplative Leben vor, indem er das Theil der Maria für das beste erkläre.

Der Hass der Mönche trieb Abälard hinweg von Saint Denys, er flüchtete in ein Priorat des Grafen von Champagne und fand Trost, indem er die Bitten seiner Schüler erfüllte auf's Neue die Vorträge zu beginnen. Unter denen, die er mit dem Köder der weltlichen Wissenschaft als ein neuer Origines hineinführte in die Tiefe der christlichen Philosophie, waren ein Zeichen seiner eignen Vielseitigkeit sehr verschiedene Menschen:



Arnold von Brescia, der mächtige Demagog, heimisch in den Erinnerungen altrömischer Grösse, sehnsuchtsvoll nach dem Ideale der apostolischen Kirche, von Friedrich Barbarossa dem Papste geopfert, der ihn scheu vor dem Volke herausführen liess in der Dämmerung vor das Thor, und als das Morgenroth aufstieg über der ewigen Stadt leuchtete es düster durch die tiefer und tiefer flammenden Gluthen des Scheiterhaufens. — Johann von Salisbury mit Thomas Becket in Glück und Leid treu verbunden, ein Freund der Classiker und der Freiheit, achtete einen guten Fürsten, der sein Volk nach Gesetzen regiere, für ein Bild Gottes, jeden der sich über die Gesetze hinwegsetze für ein Bild des Teufels, das man auf der Stelle umbringen müsse nach der heiligen Schrift; auch dem Papste hat er gesagt, was man von ihm denke; das schärfste Gericht über die Schwächen seiner Zeit gehalten und die wahre Philosophie in die Tugend gesetzt. — Otto von Freisingen, Deutschland's gelehrtester Prälat, der die Baiern den Aristoteles verstehen lehrte, und obwohl er in den alten römischen Geschichten, wie oft er sie auch las, doch fand dass kein König durch den Papst entsetzt sei, mit den Päpsten befreundet und hoch von ihnen geehrt, ein gewichtiger Vertheidiger ihrer Rechte. Als Geschichtschreiber beweist er den Mann, der nach Schlossers Urtheil eine Zeit innerlich erlebt hat, wo Deutschland und Italien blühten, jenes den härtesten Kampf um die Freiheit bestand und das römische Recht auf's Neue ins Leben rief. Er ordnet die Thatsachen mit Verstand, sein Urtheil ist reich, sein Stiel rein römisch, und doch nicht irgend einem Römer nachgeäfft, er beweist feinen Sinn in der Würdigung heimischer und fremder Sitten, ist frei von mönchischem Vorurtheil.



Obwohl dem Kaiser so nahe, dessen ganzes Leben der Kampf mit dem Papste füllt, verlässt ihn bewundernswürdige Unparteilichkeit nie. Der Schülerkreis, der Abälard umgab, forderte menschliche und philosophische Gründe für die kirchlichen Dogmen, denn man könne nichts glauben, was man vorher nicht verstehe; lächerlich trage man Andern etwas vor, was man so wenig als sie begreifen könne, der Herr wolle nicht, dass ein Blinder den andern leite; er könne seine philosophische Bahn nicht würdiger vollenden, als wenn er Gott ihr Heil sein lasse, die weltliche Wissenschaft und das Lesen heidnischer Bücher sei den Gläubigen nur Mittel für das Verständniss der Schrift; in je schwerere Fragen der christliche Glaube verwickelt sei, und je ferner menschlicher Vernunft, mit desto stärkeren Gründen müsse er besonders gegen die Philosophen festgestellt werden. Einst habe er Gold durch die Wissenschaft verdient, jetzt möge er Seelen durch sie retten. — Abälards Antwort auf ihre Bitten war die Einleitung in die Theologie in drei Büchern, das Trinitätsdogma und christologische Fragen umfassend. Sollte ich, beginnt er dieses Werk, Fehler und Irrthümer begangen haben, so flehe ich um Vergebung zu Gott, bin bereit, auszustreichen und zu verbessern, wenn man mich aus Vernunft und Schrift eines Bessern belehrt, denn durch stolze Hartnäckigkeit will ich nicht zum Ketzer werden. Nachdem er das Dogma nach Aussprüchen der Kirchenväter und der Concilien festgestellt, heisst es, nun ist noch die Entwicklung der Gründe übrig, mit denen sich das durch Auctoritäten festgestellte vertheidigen lässt, oder soll man auf die hören, die behaupten der Glaube dürfe nicht auf Vernunftgründe sich stützen; falls nun Einer etwas Anderes uns zu glauben überre-



det, und man gar nicht durch die Vernunft untersuchen soll, ob das zu glauben sei oder nicht, da bleibt nur übrig denen die Wahrheit und Lüge predigen in gleicher Weise beizustimmen. Sie sagen, kein Glaubenssatz dürfe mit Vernunft erforscht werden, sondern der Auctorität gebühre in allen Stücken zu trauen, wie fern sie auch scheine von der menschlichen Vernunft; wenn Jemand das Princip annimmt, meint Abälard, dann wird sich der Glaube keines Volkes zurückweisen lassen, mag er noch so falsch sein und so tief in der Blindheit stecken, dass er jeden Götzen für den Schöpfer Himmels und der Erde ansieht. — Die Kirche konnte auf diese Einwände nur antworten: der natürliche Mensch versteht nichts vom Geiste Gottes, aber das Christenthum bewährt sich dem, der es in sich aufgenommen hat, durch seine Wirkung als seligmachende Gotteskraft, das Dogma als göttliche Wahrheit. Das Dogma, mit dessen Begründung Abälard seine Bearbeitung der einzelnen theologischen Disciplinen beginnt, hat Jahrhunderte lang der philosophischen Thätigkeit den reichsten Stoff geboten, die Geister geschärft, die Speculation lebendig erhalten, in das eigentliche Reich der Religionsphilosophie nie vergessene Blicke und Schritte thun lassen, und damit genügend vergütet wenn es dem praktischen Christenthume hätte Schaden zu fügen können. Dennoch ging der Versuch das von der Kirche als Glaubensgeheimniss jedem menschlichen Begreifen mit vollem Bewusstsein entrückte Dogma zu ergründen aus einem Irrthume über seinen Ursprung hervor, den zu überwinden jenen Zeiten nicht gegeben war. Herr Doctor Hase hat in seiner evangelischen Dogmatik den urkundlichen unwiderleglichen Beweis geführt, dass die christliche Trinitätslehre nach ihrem Bildungsgrunde



durchaus verschieden ist von andern Spuren eines dreifachen Verhältnisses der Gottheit in aegyptischer, indischer, altnordischer Mythologie und Platonischer Philosophie. Sie entstand nicht durch irgend eine Speculation über das unergründliche Wesen Gottes, sondern rein praktisch mitten im christlichen Leben. — Durch die Entwicklung des Glaubens an die Gottheit Christi und an die Persönlichkeit des heiligen Geistes innerhalb des Monotheismus entstand ein Widerspruch, der zur Behauptung eines dreieinigen Gottes drängte. Die Reflexion fand den Glauben an die Gottheit des Sohnes und des Geistes vor, und erst jetzt in der nothwendigen Vereinigung mit dem Monotheismus wurde das Dogma von der Trinität wie ein wunderbarer, geheimnissvoller Dom aufgerichtet. Um dieses durchaus festzuhaltenden historischen Charakters willen lässt sich dasselbe nicht a priori construiren, und alle Analogien, deren sich eine Menge auffinden lassen, erklären im wahren Sinne Nichts. Abälard sagt: durch die drei Namen wird die Vollkommenheit des höchsten Gutes bezeichnet; der Name des Vaters deutet die Macht, des Sohnes die Weisheit, des heiligen Geistes die Güte an; die Vereinigung dieser drei Eigenschaften bringt die Vollkommenheit hervor. Darum wird dem Vater die Schöpfung, dem Sohne die Erhaltung und ein Act derselben die Menschwerdung zugeschrieben, dem heiligen Geiste die Wiedergeburt sammt den Gnadenwirkungen. Aber diese Eigenschaften jeder Person haben ihren Grund in der Eigenthümlichkeit wie jede Person am göttlichen Wesen Theil hat; weil der Vater allein ungezeugt ist und sein Wesen durch sich selbst hat gebührt ihm die Macht, weil der Sohn und der Geist durch Zeugung und Hauchen ihr Wesen vom Vater haben kommt ihnen Weis-



heit und Güte zu, welche die Macht voraussetzen. Diese Ansicht führt, weiter verfolgt, über die kirchliche Dreiheit hinaus, da nicht einzusehn ist, warum nur diesen drei Attributen das Privilegium werden solle, reale Personenbildungen zu sein, und selbst wenn man die Reducirung der übrigen auf diese drei als auf die Grund und Wurzeleigenschaften zugäbe, bleibt es nichts als Willkür ihnen Persönlichkeit zuzuschreiben und diese mit den Personen der Kirchenlehre zu identificiren. Nachdem nun Abälard das Eigenthümliche der christlichen Trinität verdeckt hat, sucht und findet er die Seinige auch ausser der christlichen Offenbarung. Im alten Testamente Spuren derselben anzuerkennen war kirchlich hergebracht, sie auch unter den Heiden zu erblicken war einst durch die Auctorität grosser Kirchenlehrer unverfänglich gewesen aber mit dem Siege des strengsten Supernaturalismus unkirchlich geworden. Wie Paulus versichere habe die Philosophie zur Erkenntniss des einigen Gottes geführt, freilich nur durch eine göttliche Gnadengabe, die die sittliche Reinheit der Freunde der Weisheit verdient, aber auch zum Glauben an den dreieinigen. Gälte auch im Allgemeinen für die Heidenwelt die Charakteristik des Römerbriefes, hätten manche Philosophen ihre Einsicht gemissbraucht, so habe Gott oft durch Unwürdige zum Heile Anderer gewirkt wie die Eselin den Sohn Beors belehrte. Auch haben die Meister Socrates und Plato all' ihre Philosophie der göttlichen Weisheit zugeschrieben, die Gnade Gottes hat sie erleuchtet, daher an ihrer Seligkeit nicht zu zweifeln ist. An den Heiland glaubten sie, denen die Sibylle ein klareres Bild des Kommenden gab als die Propheten; gegen den Einwand, von diesem Glauben stehe doch nichts in ihren Schriften, bemerkt er spitz: nur etwas



weniger als in denen der Propheten und deutet damit auf die Verschiedenheit des Erschienenen und des Verheissenen hin, den pädagogischen Zweck dieses Helldunkels erkennend; dann sei das Schweigen auch kein sicherer Beweis des Nichtwissens, wie in dem Leben hätten sich die Philosophen auch in der Lehre dem Volke unter dem sie lebten accommodirt. Auf vierzig Folioseiten führt Abälard dann einen *Catalogus testium trinitatis* auf, in welchem Plato und Hermes Trismegistus, Pythagoras und Cicero, Seneka und die Sibylle friedlich nebeneinander stehn, ja ein König der Brahmanen vor Alexander dem Grossen zum Zeugen des menschengewordenen dreieinigen Gottes wird. Es könnte auffallend erscheinen, dass Abälard mit dieser Entwicklung fast absichtlich das kirchliche Bewusstsein der Zeitgenossen verletzte, und die Begründung der den heidnischen Philosophen zugeschriebenen besondern göttlichen Gnadengaben hätte in den Tagen des Justinus, Clemens von Alexandrien und Origenes Duldung gefunden, nicht vor der ehernen Consequenz des kirchlichen Systems. Es bliebe dann nur eine relative Verschiedenheit, und mag man die Kluft noch so eifrig vertiefen, noch so sehr bemüht sein das dort Unvollständige, Andeutende in der Kirche in höchster Vollendung zu behaupten: sie ist doch nicht mehr die ausschliessliche Trägerin aller Wahrheit und alles Heiles, nicht mehr die Arche in der allein Rettung vor der Sündfluth, deren Wogen die ganze Menschheit begraben; und weil sie jene höchsten Güter nicht mehr allein hat kann sie unbedingte Unterwerfung nicht mehr als den Preis fordern, um den sie dieselben spendet; was Abälard ihr liess war Nichts gegen das wozu die heilige Dreieinigkeit sie erhoben und dies wollte sie behaupten,



Alles oder Nichts. Die Nachweisung war ferner für ihn eine principielle Nothwendigkeit. Spricht die Vernunft sich das Recht zu die Dogmen zu beurtheilen kraft einer Offenbarung Gottes in ihr selbst, so kann sie dies Recht nur dardun durch die That, indem sie zeigt: eben diese Wahrheiten, die die Kirche mit so eifersüchtigen Augen hütet, in denen sie die Bezeugung ihrer Göttlichkeit ehrt, die hat die Vernunft allein kraft der allgemeinen Offenbarung unter denen gefunden, die ihr für geistig todt achtet. — Um den Unwillen, der sich gegen diese Christianisirung des Heidenthums wandte, zu beschwichtigen hat Abälard im zweiten Buche Moses und Salamo, Propheten, Apostel und Kirchenväter aufgebotten, zugleich in bitterer Polemik gegen seine Zunftgenossen die Brauchbarkeit der Heiden für das Studium der Dialectik erwiesen, dessen Mangel solche berühmte Häupter in die unerhörtesten Irrthümer verstrickt habe. Er kehrt dann zu dem Versuche zurück, die Möglichkeit der Dreiheit göttlicher Personen in der einen göttlichen Substanz zu erklären, der zum Resultat hat, eine solche Erklärung sei unmöglich, und nur ein treffendes Bild der Lehre will er gefunden haben in einem königlichen Siegel von Erz. Es befasst drei verschiedene Dinge, das Erz selbst, die Fähigkeit zu siegeln und die Handlung des Siegelns; von denen die Fähigkeit aus dem Erze, die Handlung aus der Fähigkeit und dem Erze entsteht; so bilde die Fähigkeit des Siegelns die Geburt des Sohnes vom Vater, den das Erz anzeigt, und die Handlung des Siegelns das Ausgehn des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne so vollkommen ab, dass die gesuchte Vereinigung dreier Personen in einem Wesen zu denken leichter sei. Dabei hat Abälard auch noch die Freude als Ritter der



Orthodoxie gegen die griechische Kirche zu erscheinen, die uneingeweiht in dies Siegelräthsel, das doch das Siegel nicht löste, das Ausgehn des heiligen Geistes auch vom Sohne geleugnet hat. Im ersten Buche war angedeutet, dass die Philosophen Gott erkannt; ob die menschliche Vernunft ohne die Kirche das vermöge wird nur gefragt, und geantwortet: da der Mensch durch die Vernunft Gott ähnlich sei, müsse sie auch geeignet sein den zu erkennen dessen Bild sie trage, denn Verwandtes erkenne das Verwandte; dann werde aus der Schöpfung der Schöpfer erkannt, wie Paulus schreibe, Anaxagoras, Socrates und Cicero hätten schon eingesehen, dass die Welt nicht durch sich selbst sein könne, sondern ein weit herrlicheres Wesen zum Urheber haben müsse, und der Mensch, der sich selbst nicht regieren könne, taue noch weniger zum Regieren der Welt. Der letzte Theil dieses Satzes ist willig einzuräumen, aber längst nicht mehr verborgen, wie viel gegen diese Demonstration einzuwenden ist. Ist nach Abälard die Vernunft bloss Erkenntnis, so würde das Bild Gottes, das die in sich trägt, doch einem Götzen sehr nahe kommen und der Schluss aus der Schöpfung auf den Schöpfer gilt nur für denjenigen, der den Schöpfer anderswoher liebt und kennt; sonst steht in der Schöpfung doch nur ein Altar des unbekannten Gottes. Bei dem Beweise für die Einheit Gottes erscheinen die theils schon vorchristlichen durch Lactanz besonders herübergenommenen Gründe mit ihren Mängeln, aus der Harmonie der Gesetze nach denen die Welt regiert werde, nur möglich, wenn Einer sie gebe; auch der speculative Grund dass nur ein Wesen das absolute sein kann, von religiösen Gründen die Andeutung: wie wir wohl gute Werke wirken würden, wenn wir den Gott nicht



kennten, den wir lieben oder fürchten sollten; wobei unentschieden bleiben muss, ob Abälard eben so philosophisch als christlich die guten Werke aus der Liebe zu Gott hervorgehn lässt, wozu am besten Stellen anderer Schriften stimmen, oder ob er in Gott nur den sieht, der sie von uns fordert, belohnt und die bösen straft. — Diese Gründe sind aber nicht als zwingende, sondern als conventionelle Anstandsgründe gleichsam gegeben. Jedem sage seine Vernunft wie anständig es sei, dass es nur einen Gott gebe, und wenn auch für oder wider keine zwingende Gründe vorhanden seien, so müsse die Anständigkeit und Nützlichkeit dieses Glaubens uns dafür bestimmen. Unter den anständigen Nützlichkeitsgründen steht freilich auch ein sehr unanständiger, wie würden ohne den Glauben der Pöbel und die Bösen zu bändigen sein?! — Den Schluss des Buches füllen Erörterungen der drei Eigenschaften Macht, Weisheit, Güte, das geheimnissvolle Verhältniss menschlicher Freiheit und göttlicher Allmacht wird nach den Fragen besprochen: wie Gott wahrhaft allmächtig heisse, wenn er nicht alles thun könne; wie er alles thun könne, wenn wir etwas thun können was er nicht kann; ob er mehr thun könne als er thue? ob etwas Besseres? ob er mit dem aufhören könne was er thut? Die menschliche Freiheit wird gegen läugnende falsche Philosophen aus Aristoteles vertheidigt.

Diese Einleitung in die christliche Theologie galt Abälards Schülern als ein Wunder von Scharfsinn und Weisheit, so seien die tiefen Geheimnisse der heiligen Dreieinigkeit in ihr erforscht, dass man die Dreiheit der Personen in der Einheit des Wesens vollkommen erkenne, klar steht es da, wie der Sohn vom Vater erzeugt, der heilige Geist von beiden ausgegangen sei. —



Aber solcher Preis musste die kirchlichen Theologen bedenklich machen, ein College Abälards, Gautier de Mortagne, wies mild und gemessen auf die Verletzungen der Kirchenlehre hin. Vom katholischen Glauben scheine es abzuweichen, dass er dem Vater eine grössere Macht zuspreche als dem Sohne, denselben die Weisheit, also nur einen Theil der Allmacht nenne; er könne es seiner Klugheit und Bescheidenheit nicht zutrauen, dass er so ehrwürdigen Zeugnissen der Kirchenväter zuwider lehre, man könne schon in diesem Leben zur vollkommenen Erkenntniss der Trinität kommen. — Doch bald verbitterte sich der Streit, Roscellin klagte das Buch bei dem Bischof von Paris an, vielleicht um seine eigne Vergangenheit zu sühnen, doch wohl auch verletzt von dem stolzen Gegner, der sein System überwunden zu haben vorgab. Zwei ehemalige Mitschüler unter Wilhelm von Champeaux und Anselm von Laon die nach des letzteren Tode wie erblich seine Stelle behaupten und von Metz aus allein regieren wollten, bewogen durch den Erzbischof Rudolph von Rheims den päpstlichen Legaten Conon Bischof von Praeneste die Sache zum Gegenstande von Synodalverhandlungen zu machen. Im Jahre 1112 ward eine Synode nach Soissons berufen. In seiner Schilderung der Verhandlungen hat Abälard die objectiven Gründe verkannt die zur Opposition gegen seine Principien führen mussten, sie verschwanden ihm vor dem persönlichen Getreibe, und es ist allerdings im schlimmsten Sinne persönlich auf der Synode hergegangen. Als er in Soissons ankam drohten fanatisirte Pöbelhaufen ihn und seine Schüler zu steinigen der drei Götter gelehrt habe. Dem Stellvertreter des heiligen Vaters übergab der Angeklagte sein Buch mit den Worten: wenn er gegen den katholischen



Glauben geirrt hätte wolle er verbessern und widerrufen. Der Legat gebot ihm die Schrift zum Erzbischof zu tragen, dem gebühre das Urtheil, so dass das Wort erfüllt ward: unsre Feinde sind selbst die Richter. Während der Dauer der Synode lehrte und predigte Abälard unter lauter Bewunderung dem Clerus und dem Volke. Einst fragte ihn der Führer der Gegenpartei: er habe in seinem Buche zwar zugegeben, dass Gott Gott gezeugt habe, da doch nur ein Gott sei leugne er, dass Gott sich selbst gezeugt; er möge antworten nicht durch Gründe, die wolle man nicht hören, sondern eine Auctorität für die Wahrheit des Satzes anführen. Abälard brachte den Frager zum Schweigen durch eine Stelle Augustin's. Weder seine Gründe noch Auctoritäten sollen den retten, hat der Abgewiesene später gesagt; das Urtheil war gesprochen ehe man ihn gehört. Vergebens wies der Bischof Gaufried von Chartres auf Abälards Ansehn bei der Jugend, seine Gaben, seinen Einfluss hin, das war es eben mit was Jene an ihm hassten; man mache ihn noch bedeutender durch die Verurtheilung, er finde keine Ketzerei in dem Buche; auf den Rath des Nikodemus: richtet man auch einen Menschen ehe man ihn verhört und erkennt was er thut, erwiderten die Eifrer: gegen den sollten wir streiten dessen Schlüssen und Sophismen die ganze Welt nicht widerstehen kann? Man schwankte nur noch über die Strafe; ein Vorschlag, Abälard nach Saint Denys zurückzuschicken und dort einer Congregation von Gelehrten die Untersuchung zu übertragen, unterlag dem, das Buch müsse verbrannt werden, sein Verfasser nie das Kloster verlassen. Es reiche hin zu seiner Verdammniss, dass er es gewagt ein Buch vorzulesen und durch Abschriften verbreiten zu lassen was nicht der Papst und die Kir-



che bestätigt, der Legat solle die Anmaassung für immer zurückschrecken. Abälard erschien vor der Versammlung, während die Flammen, in die er es mit eigener Hand geschleudert, sein Buch verzehrten, rief ein Prälat: in dem Buche steht: Gott der Vater sei allein allmächtig! Erschrocken meinte der Legat, man darf ja nicht einmal von einem Knaben glauben, dass er so sehr irrt, da ja der allgemeine Glaube bekennet: drei sind allmächtig; lächelnd sprach ein Schüler des Angeklagten den Artikel des Athanasianums aus: und sind doch nicht drei Allmächtige, sondern ein Allmächtiger. Abälard wollte sich verantworten, man unterbrach ihn: er möge nur das Athanasianische Symbol verlesen, was er that unter Seufzen, Schluchzen und Thränen. Triumphirend vernahm das Concil aus dem Munde seines Feindes diese Reihe widerspruchsvoller Sätze, in denen zum Hohne des ungläubigen Verstandes und der hochmüthigen Vernunft ihre Gesetze und Aussagen verworfen und verdammt werden, Orakel, welche den Gläubigen Geheimnisse verhüllt, in die auch die Engel gelüstet zu schauen. Die Versammlung ging auseinander, Abälard in den Kerker eines Klosters zu Soissons, wie er sagt, als der elendeste aller Menschen. Bei dem drohenden Unwillen verwünschte der Legat den Hass den ihm das Urtheil in Frankreich zugezogen und verstattete dem Gefangenen die Rückkehr nach Saint Denys. Dort fand er einst im Commentare des Beda Venerabilis zur Apostelgeschichte eine Stelle: Dionysius der Areopagite sei Bischof von Corinth nicht von Athen gewesen, und schloss, dann könne er nicht der Apostel Frankreichs sein. Dionysius schmückte in Frankreich zwiefacher Ruhm, er war der Schutzheilige des Landes und der hochgehaltene Verfasser der himmlischen Hierarchie.



Mitten in dem Lande das seinem Schirm sich vertraute, in dem Kloster das seine Leiche als köstliche Reliquie barg, unter unwissenden boshafte Mönchen sprach Abälard unbesonnen seinen Zweifel aus; nun trete er nicht bloss dem Kloster zu nahe, schrien sie, dessen Feind sei er immer gewesen, sondern dem ganzen Reiche und entziehe ihm seinen besondersten Ruhm, indem er leugne, dass Dionysius der Areopagite sein Patron sei. — Der Abt rügte solche Frechheit und drohte mit einem Hochverrathsprocess; schaudernd vor solcher Schlechtigkeit und in Verzweiflung, als hätte die ganze Welt sich wider ihn verschworen, floh er zum Grafen von Champagne, der ihm ein Kloster anwies; aber der Abt von Saint Denys wollte mit dem Banne den ungehorsamen Mönch strafen, als der Tod ihn hinderte, und der neue Abt Suger stellte dem Philosophen frei, zu gehn wohin er wolle unter der Bedingung, in keinem Kloster seines Ordens beständig zu bleiben. Er wählte eine Einöde im Gebiete von Troyes zur Wohnstätte mit einem einzigen Schüler; dort, sagt er, am Rande eines kleinen Baches den mächtige Eichen überschatten und Rosengebüsche umkränzen, baute ich mir mit eignen Händen ein kleines Bethaus von Rohr mit Stroh gedeckt, der heiligen Dreieinigkeit geweiht, allein war ich und konnte sagen mit dem Propheten, allein war ich und bin geflohen und die Einöde war mein Haus. — Nicht lange blieb er allein; seine Schüler verliessen Städte und Burgen um in der Wüste zu wohnen, bauten sich statt prächtiger Häuser arme Laubhütten, nährten sich statt mit köstlichen Speisen von den Kräutern des Feldes und trockenem Brode, rüsteten sich statt weicher Lager Heu und Stroh, statt der Tische Erdhaufen, um ein Leben zu führen wie Plato und die



Prophetenschüler, die Mönche des Hieronymus und die Pythagoraeer: die Studenten am Ardäisson glichen Stoikern und Eremiten. Dem geliebten Meister schafften sie alles nöthige, bauten das Feld und führten an der Stelle seiner Capelle von Zweigen eine steinerne Kirche auf, die er dem heiligen Geiste dem Paraklet weihte, weil er hier als Flüchtling und am Rande der Verzweiflung durch die Gnade göttlichen Trostes wieder aufgeathmet sei; die Frommen haben an diesem Namen später Anstoss genommen, aber die Bildsäule mit drei ganz gleichen Gesichtern die in der Kirche aufgestellt sein sollte und ihnen als ein Bild des dreiköpfigen Höllenhundes erschien, wohl aus ihrer Phantasie hinzugethan.

Aus den Lehrvorträgen, die Abälard in dieser jugendlich frischen Umgebung hielt, ist wohl die Umarbeitung seiner Einleitung hervorgegangen, die auf uns gekommen ist als christliche Theologie in fünf Büchern. Es ist weniger eine Umbildung als eine Erweiterung jenes Buches, ganze Theile sind unverändert in dieselbe aufgenommen, da die Synode von Soissons keine einzelne Sätze verworfen, sondern in Bausch und Bogen verdammt hatte, war zur Aenderung in den Principien kein bestimmter Anlass, mit dem Wortlaut des Athanasianums meinte er sich ausgleichen zu können; nur eine grössere Freiheit, ein offenes Aussprechen der Consequenz, verräth die innere Gehobenheit in der es geschrieben.

Hatte er vorher seine Freunde die heidnischen Philosophen geehrt, indem er die Weisheit der Kirche bei ihnen fand, Dreieinigkeit, Dasein, Einheit Gottes, so geht er hier weiter: sie haben auch die Unsterblichkeit der Seele und eine ewige Belohnung und Bestrafung erwartet, für die sie die Welt gänzlich verachteten, al-



lem Irdischen entsagend durch strenges Fasten sich verzehrten, indem sie mit uns die Liebe Gottes als Ziel und Ursache von Allem annahmen, nicht aber wie die Juden in ihrem Knechtssinne aus Furcht vor Strafen und Verlangen nach den irdischen Gütern handelten. — Hier wird doch mit Verkennung des tiefern Charakters des Hebraismus derselbe gegen die phantastischen, sagenhaften Weißen der Pythagoräer in Schatten gestellt, die Bedeutung einer monotheistischen Volksreligion im bewegten Eifer für die Einsichten einzelner Philosophenschüler übersehn, und wenn es im Folgenden heisst: die Predigt des Evangeliums sei von den Philosophen leichter als von den Juden aufgenommen, weil sie dieselbe ihrer Philosophie angemessener gefunden, so ist uns allerdings davon berichtet, wie bereit die Heiden das Wort vom Kreuze sich aneigneten, aber nicht minder von dem Aergerniss das die Philosophen an seiner Thorheit nahmen, denen die Worte des Lebens als Geschwätz eines Lotterbuben klangen. Die sittlichen Vorschriften des Evangeliums sind Abälard nur eine Reformation des Naturgesetzes, dem, wie bekannt, die Philosophen gefolgt seien, damit ist doch der christlichen Ethik ihr eigenthümliches Gebiet nicht genügend gewahrt und der Glaube als Princip der Sittlichkeit nicht tief erfasst; wenn aber gar bei den Heiden die von den Juden unverstandene schöne Tugend der Keuschheit geblüht haben soll, so ist die Erhebung des Einen zur offenbarsten Ungerechtigkeit gegen das Andere ausgeschlagen. In der Weise wie er seine Entwicklungen der Lehre von der Trinität einleitet ist die Klugkeit nicht zu verkennen mit der er, um den Gebrauch der Dialektik zu retten, hinsichtlich des Missbrauches den Gegnern Recht lässt, ja nach dem Vorbilde der von Socrates gegeissel-



ten Sophisten eine Caricatur der Dialektiker hinstellt, die all die Strafen tragen soll und der er selbst all die Züchtigungen zuertheilt, welche die Gegner der ächten, von Abälard gepflegten Dialektik wünschten und gaben. Die Lehrer der Dialectik, sagt er, diese stürmischen Sophisten, deren mächtige Schwatzhaftigkeit Plato verspottet hat, stiften durch Stolz und Neuerungssucht vielen Schaden; alles wagen sie um so zuversichtlicher zu vertheidigen oder zu bekämpfen, weil sie Gründe genug zu haben meinten; durch ihre Beweislein meinen sie alles beweisen zu können, begreiflich zu machen und zu erklären, verachten alle Auctoritäten und rühmen sich allein zu glauben; dennoch gewinnen wir mehr bei Gott durch eine Erkenntniss die aus einem gottseligen Leben als aus Spitzfindigkeit entsteht, wie schon Socrates und andere heidnische Philosophen vor allen Dingen Reinheit des Gemüthes fordern. Nun folgt die Versicherung, auf der Abälards System ruhte, ausgesprochen als etwas allgemein Zugestandenes: wir wissen Alle, dass bei dem was die Vernunft durch sich selbst erkennt menschliche Auctoritäten nicht nöthig sind, mit einer Beschränkung die jeder Philosoph sich aneignen kann; das muss der Vernunft genug sein, dass Gott, der über Alles erhaben ist, auch die Kraft menschlicher Untersuchung übersteigt, und den kein Raum umfasst der auch durch das menschliche Gemüth nicht begriffen werden kann, oder die Zunge der Sterblichen ihn zu erklären vermöchte. Diese Schranke gilt noch immer für die Erkenntniss des Wesens Gottes an sich. Abälard will den Narren ein Narr werden, ihnen nach ihrer Narrheit antworten und weil sie nichts als menschliche Gründe gelten lassen wollten, sie auch dialectisch widerlegen. Nachdem er die Kirchenlehre vollständig dargestellt, beantwortet er



funfzehn dialectische Einwendungen gegen sie und acht wider die von der Einheit Gottes. Den Inhalt dieser Einwendungen mitzutheilen ist hier nicht nothwendig, es genügt auf Cramer in seiner Fortsetzung Bossuets zu verweisen. Das Resultat ist bei aller Vorsicht im Ausdruck und allem Schwanken der Begriffe wesentlich das der Einleitung, eine dem Namen nach conceptualistische in Wahrheit dem Nominalismus zugeneigte Trinitätslehre.

Der Tempel Paraklet war Abälard nur ein Hafen geworden um den rings Wogen und Stürme brausen, während er hier dem Körper nach verborgen war, durchdrang sein Ruhm die Länder, aber seine Feinde ärgerlich, wie er sagt, dass sie ihm einen solchen Namen gemacht, verhetzten gegen ihn neue Apostel denen die Welt viel glaubte, diese liefen, predigten in der Welt umher, schmähten ihn nach Kräften, brachten ihn bei Fürsten und Prälaten in Verachtung, fälschten wahn-sinnig seine Lehre, selbst die Freunde, das Einzige was ihm geblieben, wurden hingerissen und nur verborgen konnte ihn nur Jemand lieben; täglich erwarte ich den zerschmetternden Wetterstrahl, höre ich von einer Versammlung, zu meiner Verdammung meine ich sie berufen, sehe mich als Unheiliger und Ketzer vor Concilien und Synagogen geschleppt, wie Athanasius verfolgen mich die wilden Gemüther! — Er wollte unter die Heiden gehn um bei den Feinden Christi sich zu Christo zu flüchten, da wählten ihn die Mönche von Saint Gildas zu ihrem Abte, er kam unter Menschen die ärger waren als Heiden. — Süger von Saint Denys hatte die Nonnen von Argenteuil vertrieben, und jetzt heimathlos begegnete nach funfzehn Jahren Heloise dem Geliebten ihrer Jugend, ihr bot er das Liebste, sie ward Aebtissin von Paraklet. Um vor der Verfolgung ein



Asyl zu finden war er hingegangen in ein rauhes Land, dessen Sprache ihm fremd war, unter schändliche unbändige Menschen, rohe unmenschliche Mönche, an das Gestade des wildbrausenden Meeres; wo das Ende der Erde ihm keine weitere Flucht gestattete betete er: von den Enden der Erde rief ich zu dir Herr, als mein Herz voll Angst war. — Die Disciplin des Klosters war verfallen, ein benachbarter Graf als Schirmvogt — eine Würde, die oft mit dem Schwerdte in der Hand gefordert mehr nahm als sie gab und ein stehendes Klagethema für die Mönchschroniken ist — — bedrängte es, jeder stahl was er konnte, Abälard forderte die Güter zurück, draussen Streit, drinnen Furcht. In dieser Umgebung ist die Geschichte seines Unglücks geschrieben aus einem Gemüthe, dessen welke Rosen nur starre Dornen zurückgelassen hatten. Leidvoll sehnte er sich nach Paraklet, als ihm der wahre Paraklet wahren Trost brachte. Dort hatte Heloise, in ihrem Walten und Wirken auch vom heiligen Bernhard hoch geehrt, in einem Jahre mehr Herzen und Güter gewonnen als Abälard, wenn er hundert da geblieben wäre, ihr altrömischer Heldencharakter empfing seine höchste Verklärung durch klösterliche Frömmigkeit. Jene Biographie kam in ihre Hände und in einem Briefe: „an ihren Herrn oder vielmehr ihren Vater seine Sklavin oder vielmehr seine Tochter, seine Gattin, nein seine Schwester, an Abälard Heloise“, nahm sie den Faden wieder auf und spann ihn weiter, schön in diesem weiblichen Geschäft. In ihren Briefen spricht eine Liebe, die alles duldend alles überwindet, eine Seelenhoheit, die des ewigen Truges der Welt müde nicht besser scheinen will als sie ist, die in der harten Schule des Schmerzes die Glaubenskraft gefunden hat sich selbst hinzuwerfen mit uner-



bittlicher Verwerfung um von der göttlichen Liebe ein neues Selbst zu empfangen. In tiefster Zerknirschung erhebt sie ihre Klage gegen sich selbst wie Hiob; weinen sollte sie über das Vergangene und doch seufze sie nach dem Verlorenen, sie könne nicht durch Busse Gott versöhnen, sondern um die Schwäche ihres unglückseligen Gemüthes zu offenbaren glühe noch immer im Geiste die alte Sünde. O, ruft sie, ich bin in Wahrheit elend und würdig des Klagerufs der seufzenden Seele: wer will mich elenden Menschen erlösen vom Leibe dieses Todes, ach hönnte ich doch hinzusetzen die Gnade Gottes durch Jesum Christum unsern Herrn! — Abälard antwortet seiner Schwester, einst lieb in der Welt, jetzt der Geliebtesten in Christo, wie ein Seelsorger und wie ein Mönch. Sie dringt in ihn mit wenigen Worten sein Bild ihr zu erneuen, er sendet ihr den Psalter: „Bringe nach diesem Buche für meine vielen und grossen Uebertretungen und die Gefahren, die mich täglich und stündlich umringen, dem Herrn ein immer lebendiges Dankopfer dar, denn wer ein Glied des Ewigen zu werden ringt, der spricht dann mit dem Psalmisten: von Gnade und von Recht will ich singen. Gedenke immer, ich bitte dich, in deinen Gebeten dessen, der die ganze Schuld für den Jammer deines Lebens auf sich nehmend ganz eigenthümlich dein ist. Erhöre, ich beschwöre dich, mit dem Ohre des Herzens was du so oft mit dem Ohre des Leibes gehört hast.“ Was Augustin einst Gott gebeichtet hat über die dunklen Abgründe des Menschenherzens, und was in Unzähligen aus dem sündigen Geschlechte Widerhall fand als ihr eigenes Bekenntniss, das hat gegen ihren Einzigen nach Christus seine Einzige in Christo ausgesprochen in einem Briefe, von dem Herder sagt: er sei wie das Son-



nenlicht gedacht, heroisch geschrieben: sie könne mit ihm vor den Thron des Herzenskündigers treten und werde vielleicht den höchsten Siegerkranz erhalten. „Einiges Lob habe ich vor den Menschen, keines verdiene ich vor Gott, der in das Verborgene sieht und Herz und Nieren prüft, denn umsonst enthalten wir uns vom Bösen und thuen Gutes, wenn es nicht in der Liebe Gottes gethan wird; nach keiner äussern That beurtheile mich, die sind den Erwählten und den Verworfenen gemeinsam. In welchen Winkel des Himmels der Herr mich stellt, er wird mir genügen, dort wird Keiner den Andern beneiden, weil das was er hat jedem genügt, mit Hieronymus bekenne ich meine Schwachheit, ich will nicht kämpfen in der Hoffnung des Sieges, damit ich nicht einst den Sieg verliere, mir genügte der Gefahr entrissen zu sein.“ Abälard antwortet ihr, die als Braut seines Herrn ihm Herrin geworden mit dem Worte: der Gerechte klagt zuerst sich selbst an und wer sich erniedrigt, der soll erhöht werden; sie solle den nicht aus den Augen lassen, der auch sie mit seinem theuern Blute erkaufte und erlöst habe, der zu ihrem Heil freiwillig für sie gelitten, der durch sein Leiden alle Krankheit geheilt und alles Elend hinweggenommen; so solle sie beten: „Gott, der du am Anfange der Schöpfung des Menschen das Weib aus der Rippe des Mannes bildetest und das Sacrament des Ehebundes vor Allem heiligtest, der du durch deine Geburt aus dem Schoosse der Verlobten die Ehe mit den höchsten Ehren verherrlicht hast, der du auch meiner Sünde einst dieses Heil widerfahren liessest, verachte nicht die Gebete deiner Magd, die ich für meine Vergehungen wie für die meines Geliebten Angesichts deiner Majestät flehend ausspreche. Verzeihe Gnädigster der du die Gnade selbst bist, verzeihe unsre



grossen Verbrechen, und die Grösse deiner Barmherzigkeit decke die Menge unsrer Sünden zu; strafe, ich bitte dich, die Schuldigen in der Gegenwart und strafe nicht in der Zukunft, schlage zur Stunde, damit du nicht züchtigst in Ewigkeit; nimm gegen die Deinen die Ruthe der Zucht nicht das Schwerdt des Zornes, triff das Fleisch damit du die Seele rettetest, sei mehr da als Reiniger denn als Rächer, mehr wohl wollend als gerecht. Prüfe Herr und versuche uns bittet der Prophet für sich, als wenn er offen sagte, erst sieh' meine Kraft an und ermässige darnach die Last der Versuchung, was auch der heilige Paulus deinen Gläubigen verheisst: er ist getreu und lässt euch nicht versucht werden über euer Vermögen; du hast uns vereinigt Herr und du hast uns getrennt, Herr, wie es dir gefiel und wann es dir gefiel, barmherzig vollende o Herr, was du barmherzig begonnen, und die du einmal auf Erden getrennt hast die vereinige ewig mit dir im Himmel. Unsre Hoffnung, unser Theil, unsre Erwartung, unser Trost, Herr der du gepriesen seist in Ewigkeit! Amen.“

Die Höhe des christlichen Lebens, auf der dies Gebet Herzenslaut ist, suchte Heloise, sie rang darnach; von Abälard erbat sie sich dazu eine Stütze in einer Klosterregel. Die treuen Klosterleute wiederholen es oft: weil der Unfriede aus der Sünde komme und die Sünde aus Missbrauch des Willens vermöge der Mensch keinen Frieden zu finden, so lange die Sünde in ihm herrsche; dass sie aber schwinde dazu gebe es keinen bessern Weg als den Eigenwillen zu brechen in einem fremden Willen, in dem sich Gottes Willen darstellt und der auch in den kleinsten Dingen Gehorsam heischend zum Gehorsam gegen Gott gewöhnt. Ein solcher für



diesen göttlichen Gehorsam ziehender, den Eigenwillen im Keime tödtender fremder Wille ist für das Kloster die Ordensregel; soll sie ihren Zweck erfüllen, so ziemt ihr Klarheit, Bestimmtheit bis ins Einzelste, damit kein Schwanken, Wählen, Vergleichen den Streit wecke und die fast erloschene Flamme in der Brust anfache. Heloise klagt, weil die Benedictinerregel für Männer geschrieben sei, finde sich keine weibliche, die nicht, zusammengesetzt aus zerstreuten Elementen, der Willkür, dem Zweifel und dem Hader Raum gebe, auch die bisher in Paraklet befolgte trage diesen Charakter, Abälard möge eine neue strenge senden. Er erfüllt ihren Wunsch in einer *Institutio seu regula Sanctimonialium Paracleti*, die er mit einem Briefe an Heloisen gelangen liess, in dem er manche feine Bemerkung über die Klostertugenden Keuschheit, Armuth, Schweigen einfügt. Die Freundinnen des Herrn sind ihm nach der allgemeinen Ansicht seiner Zeit Vorbilder der Nonnen, und die ausführliche Begründung dieses Gedankens schliesst eine stellenweis geistreiche Charakteristik der Frauen der heiligen Geschichte ein. Die heilige Schrift möchten sie unausgesetzt lesen und zur Erleichterung des Verständnisses ausser der lateinischen auch die hebräische und griechische Sprache erlernen, in welchen allen die ehrwürdige Aebtissin so geübt sei; und wie emsig man diesen Rath befolgte beweist, dass noch lange nachher in Paraklet am Pfingstfeste der Gottesdienst in griechischer Sprache gehalten wurde. Sandte Heloise Abälard Probleme zur Auflösung, die noch jetzt bedeutend über den Gesichtskreis vieler Gelehrten hinausliegen, so arbeitete er auch für die Nonnen, indem die Predigten, die er als Abt von Saint Gildas zu halten hatte, etwas verändert



in Paraklet vorgelesen wurden. Sie behandeln die Festtagsevangelien; in den Proben, die mir davon bekannt sind, tritt eine hohe sittliche Strenge hervor, aber bei grosser Schriftkunde und mancher höchst überraschenden Allegorie die Innigkeit des frommen Gefühles, die zum Beispiel in den Predigten des heiligen Bernhard noch jetzt ergreift, zurück. —

In seiner Zuflucht aus Streit und Verfolgung konnte Abälard eben nur aufathmen, ausser dem Kloster erwarteten ihn Schaaren von Feinden, seine Mönche suchten ihn im Abendmahlskelche zu vergiften, sandten Meuchelmörder und Strassenräuber gegen ihn aus; krank lebte er wie unter dem Schwerdte des Dionys, das bald herabfallen sollte, und fand nur in der Schrift die Kraft zu einem: Herr dein Wille geschehe. Die Nonnen von Paraklet beteten für ihn: Verlass mich nicht Herr, Vater und Gebieter meines Lebens, dass ich nicht falle im Angesichte meiner Widersacher, dass sich mein Feind nicht freue. Respons.: ergreife Schild und Waffen und mache dich auf mir zu helfen, dass er sich nicht freue. Orat.: errette du Gott deinen Knecht denn er verlässt sich auf dich, sende ihm Herr Hülfe aus deinem Heiligthum und von Zion aus sei sein Schirm; sei ihm ein Thurm der Stärke im Angesichte seiner Feinde! Herr erhöre mein Gebet und lass sein Geschrei zu dir kommen! Collecte: Herr der du durch deinen Knecht deine Mägde gewürdigt hast versammelt zu werden in deinem Namen, wir bitten dich, dass du ihn schirmest vor allem Ungemach und ihn den Deinen unversehrt zurückgebest! — Doch während die Nonnen noch um seine Rettung beteten, hatte er die Abtei schon verlassen und kehrte noch einmal an die Stätte seines Ruhmes und seines Glückes zurück, lehrend auf dem Berge



der heiligen Genoveva, aber nur ein Jahr, er mochte es nicht ertragen können unter den Ruinen seiner Hoffnungen zu wandeln. — Hier wollen wir, da es auf eine systematische Entwicklung seines Lehrbegriffs überhaupt nicht abgesehen ist, zwei Schriften charakterisiren in denen der Gegensatz gegen die Kirche besonders scharf hervortritt, die daher vor dem Ausbruche der letzten Katastrophe sehr angemessen ihre Stelle finden; dazu kommt noch, dass das früher geschriebene *sic et non* wegen seiner Seltenheit zu Soisson nicht gegen ihn benutzt wurde, aber ihn in Sens mit verdammt hat; die Andre ist das *scito et ipsum*.

Das *sic et non* geht von dem Gedanken aus, wenn in der Kirche die Wahrheit ist und durch sie unfehlbar mitgetheilt werden kann, dann ist die Frage: wie theilt die Kirche sie mit, durch die Schrift oder durch die Lehre der Väter? wenn in der Schrift, dann müssen alle sie Aufnehmenden sie in gleicher Weise verstehen, falls der Aufnahme im Einzelnen die Sünde nicht wehrt; nun verehrt die Kirche als Heilige viele hohe Männer: indem sie ihnen diese Würde zuspricht, erklärt sie jenes Hemmniss in ihnen durch die Gnade beseitigt, es kann, da der Aufnahme des gegebenen Göttlichen nichts im Wege steht, das Schriftwort aus ihnen als aus reinen Gefässen ungetrübt hervorstrahlen; aber siehe, was findet sich? dass jeder dieser Heiligen die Schrift anders verstanden hat, nun kann doch nur ein Sinn der wahre sein, wer soll entscheiden welcher von ihnen den erfasst hat? Die Vernunft soll es thun. In 157 Rubriken stellt Abälard die Widersprüche der grössten Kirchenlehrer neben einander, durch sich selbst sollten sie die Erhebung des Zweifels zum Princip rechtfertigen und das Recht der Vernunft zur Entscheidung dar-



thun. Schwierig sei die Auslegung der heiligen Schrift, deren Sprache nicht für Gelehrte bestimmt gewesen sondern für Unwissende, angemessen dem Bedürfnisse des Volkes. — Ein weiteres Hinderniss der Auslegung sei die Verderbtheit der Handschriften und die Menge der Apokryphen, häufig habe man unter die heiligen Schriften andere Bücher gesetzt um ihnen Ansehn zu verschaffen, auch in den ächten inspirirten Schriften fänden sich unächte Stellen, was noch mehr bei den Schriften der Kirchenväter der Fall sei. Der Grund der Verderbnisse liege in der Unwissenheit der Abschreiber besonders in den ersten Kirchen; um richtig auszulegen müsse man zusehen, ob die Stelle eines Kirchenvaters, auf die man sich eben berufe, nicht von ihm selbst zurückgenommen sei wie von Augustin in den Retractationen. Ferner finde sich bei ihnen Manches aus ihrer Profangelehrsamkeit auf das sie keinen Werth legten, bald sprächen sie gemäss den bei ihren Lesern vorhandenen Meinungen, und die scheinbaren Widersprüche rührten häufig daher, dass der Eine ein Wort in dem, der Andere in einem andern Sinne brauche. Wenn man die Widersprüche in dieser Weise nicht heben könne müsse man die bewährtesten Auctoritäten zu Hülfe nehmen, und bei Stellen, über die man gar nicht ins Klare kommen könne, sei ein Fehler im Texte oder etwas der Art anzunehmen wobei die Auctorität des Vaters im Ganzen ungefährdet bleibe; bei der Auslegung müsse der Geist der Demuth und Liebe walten, aber der Zweifel und die Anfrage bei uns selbst sei der Schlüssel zur Weisheit. Im Verzeichnisse des *sic et non* stehen Augustinus, Ambrosius, Hieronymus und Beda, Isidor, Hilarius, Gregor der Grosse, Chrysostomus, Cicero, Aristoteles, Origenes und Ovid *de arte amandi*. Wenn man über-



sieht was Abälard damit unternahm, so wird man doch milder über den Spruch der Synode von Sens urtheilen; die ganze Glaubenseinheit, durch welche die katholische Kirche den Häretikern so imponirt hatte, schien in ein endloses Gewirre von Verschiedenheiten aufgelöst, man wollte zur Schrift sich wenden, aber wer legt sie aus? die Kirche; wo denn? in den Schriften der Väter, dann widerspricht sie sich selbst! So scheint Alles unsicher: die Schrift, die Väter, die Auslegung, nur eines bleibt: die Wahrheit in unserm Geiste. Man ist unsicher wann das sic et non verfasst ist, wenn wir die kühnste Schrift Abälards als seine erste setzen dürfen, wäre hier die Vorarbeit der *Introductio* meisterhaft gethan, nur lässt sich das Bedenken nicht unterdrücken, ob er es hätte wagen dürfen mit einem solchen Werke zuerst vor seine Schüler zu treten, und sie, auch zuerst geschrieben, doch erst später veröffentlicht ist. Durch die Art der Aufstellung dieser dogmatischen Enantiophonien lässt sich ihre Zahl ungemessen steigern, man reisst Sätze aus ihrem Zusammenhange, wirft sie wie Blätter und Blüthen der verschiedensten Bäume im bunten Gemisch durch einander und hebt dann ihre Unterschiede heraus. Dass ein solches Verfahren möglich war liegt in einer nicht zu leugnenden Unklarheit, die aber nicht Abälards Schuld ist, über den Grad der Auctorität der Kirchenväter den die Kirche nicht bestimmt hat. Sicher ist allerdings das Dogma, die auf den Concilien festgestellte symbolisch gewordene Kirchenlehre; wenn ihre Norm einen Sinn haben soll, kann sie nur heissen, was in den Schriften der Väter ihr gemäss ist empfängt ihren Wahrheitsstempel, das Abnorme ist Irrthum, es mag sich finden wo es will, dafür scheint die Praxis der Kirche zu sprechen die sich nicht bedacht hat Sätze ihrer Heiligen zu



verwerfen. Für die Schrifterklärung der Canon: die Kirche erklärt die Schrift, diese ihre Erklärung legt sie in den symbolischen Schriften nieder, giebt in den daselbst ausgelegten Stellen der Exegese untrügliche Leiter, die übrigen Schriftstellen müssen nach den in den Symbolen erklärten Normalstellen, deren reicher Inhalt auch den der übrigen schon in sich trägt, verstanden werden; dass diese Auslegung die rechte sei, dafür übernimmt die Kirche, in der der heilige Geist, der die Schrift eingegeben, wirkt, die Bürgschaft. Die Väter, so weit sie so erklären, sind anzunehmen, sie können dann im Wesentlichen nur übereinstimmend erklären weil die Norm feststeht, wo nicht, zu verwerfen. Allein diese Sätze sind nie so bestimmt von der Kirche articulirt, noch in Trident wird geboten die Schrift zu erklären nach dem consensus der Väter; worin aber der consensus bestehe, darüber ist eine Entscheidung in den Bestimmungen des Conciles vergeblich gesucht. An eine Uebereinstimmung unter einander, ohne dass ein höheres bestimmte worin sie statt finden sollte, ist nicht zu denken, sondern das wird gemeint sein: so weit eben die Väter nach den in den Auslegungen der Kirche gegebenen Erklärungen der Normalstellen die Schrift auslegen, und da können sie der Natur der Sache nach nur eins sein, regeln sie die Exegese. Dennoch lässt sich gar nicht verkennen, dass ein Schwanken hier mannigfach möglich ist, indem einzelne Väter selbst erst das Dogma erkriegten, und die scharfsinnige Unterscheidung Möhlers: sobald die Kirche in der Ansicht eines Kirchenlehrers den treuesten Ausdruck ihres Gemeinglaubens erkennt und ihn symbolisirt, hört sie auf sein individuelles Eigenthum zu sein, wird Gesamteigenthum der Gemeinschaft und empfängt von ihr den Cha-



rakter allgemein gültiger, christlicher Wahrheit und das Recht selbst die übrigen Schriften ihres Urhebers zu richten, — — — ist neu; die Pietät gegen die Heroen der Kirche musste ihren Werken einen hohen Werth an sich zugestehen, es würde schmerzlich gewesen sein an Irrthum zu denken bei den Vätern der Orthodoxie. —

Haben wir bisher Abälard vorzugsweise als Dogmatiker neue Bahnen brechen, neue Begründungen versuchen, neue Zweifel wecken sehn, so ist es ihm auch vergönnt gewesen der katholischen Kirche des Mittelalters die erste wissenschaftliche Ethik zu geben. — Vor ihm waren die Objecte der Sittenlehre meist in die Dogmatik verwebt, der besondre Unterricht darüber bestand in Stammbäumen der Tugenden und Laster, die genealogisch ausgemalt auf Häuten in den Hörsälen aufgehängt wurden, die Hauptäste: Stolz, Neid, Zorn, geistliche Verdrossenheit, Geiz, Schwelgerei, Wollust; Demuth, Pietät, Vergebung, innere Erquickung, Bereitwilligkeit andern zu vergeben, Stärke in den Versuchungen, Gottesliebe; mit ihren Zweigen und Ranken verschlangen sie sich oft wunderlich in einander. Dagegen Abälards Werk, wenn auch eigentlich nur die Lehre von der Zurechnung handelnd, doch die Cardinalfragen der Ethik so sicher trifft als völlig umfasst, voll reformatorisch-protestantischer Gedanken. Es liegt im Katholicismus, dass vor der Allmacht und Majestät der Kirche der Einzelne nicht zu seinem Rechte kommt; wie sie denkt, erklärt, auslegt und entscheidet für ihn, so schafft sie auch des religiösen Lebens höchste Thaten für ihn, und die Aneignung und Antheilnahme in Werk und Glaube ward nur zu oft übersehn. Mit der Mahnung, die dem Waller zum Tempel des ferntreffenden Gottes entgegenleuchtete, führte Abälard den Menschen auf



sich selbst, auf die sittliche Selbstverantwortlichkeit, den alleinigen Werth der Gesinnung zurück, im Gegensatze zum opus operatum, das hervorgegangen aus dem Gefühle der himmlischen Majestät der Sacramente gefährliche Missbräuche veranlasste und beschönigte: — — es sind ihm alle Handlungen — darin lag, wenn auch unausgesprochen, die kirchlichen ebenfalls — gleichgültig, an sich Nullen, vor die allein die Gesinnung den Werth oder Unwerth verleihenden Nenner setzt. Zwei Menschen können dasselbe thun, und doch ist es etwas ganz Anderes in Beziehung auf die verschiedene Gesinnung der Handelnden. Auserwählte und Verworfene können dieselben Werke vollbringen, jenen zur Seligkeit, diesen zur Verdammniss: nur die Gesinnung, der innere Trieb aus dem sie hervorgehen, entscheidet. Diese Verinnerlichung ist ein bittres Gegengift in Zuständen wie der Verfasser sie so schildert: „es giebt viele Priester die nicht aus Irrthum, sondern aus Geldgier ihre Beichtkinder täuschend die auferlegten Bussstrafen für Geld mindern und erlassen, nicht sowohl den Willen des Herrn als den Glanz des Goldes im Auge habend. Ja es ist bekannt, nicht bloss Priester, sondern auch Bischöfe sind so schaamlos von dieser Begierde entzündet, bei Altar-, Kirch- oder Friedhofsweihen, wenn viel Volks zusammen kommt, in der Erwartung recht reichlicher Gaben Erleichterungen von Bussen verschwendend, bald ein Drittel bald ein Viertel unter dem Scheine der Liebe erlassend, in Wahrheit aus der höchsten Geldgier. Mit ihrer Macht zu binden und zu lösen sich brüstend, meinen sie dann am meisten zu thun was ihres Amtes ist, wenn sie ihren Unterthanen solche Güter aufpacken, und thäten sie es doch noch um Jener nicht um ihres Geldes willen, damit es wenigstens mehr



den Schein der Güte als der Habgier hätte. Wenn ihre Güte darin so gelobt wird, dass sie ein Drittel oder ein Viertel nachlassen, so würde ihre Frömmigkeit ja noch preiswürdiger sein, wenn sie, was sie ja können wollen in ihren Händen den Himmel habend, das Ganze oder doch die Hälfte erliessen. Dann muss man sie der grössten Gottlosigkeit anklagen, dass sie nicht alle ihre Beichtkinder lösen und keinen verdammt werden lassen, da sie den Himmel öffnen und schliessen können nach ihrem Willen.“ — Also, obwohl berechtigt gegen eine so abscheuliche Praxis, führen doch die Sätze Abälards auf die Spitze getrieben zu den gefährlichsten Consequenzen; der katholisch-kirchlichen Unterdrückung des Subjectiven tritt die Vernichtung des Objectiven gegenüber. Der Unterschied zwischen Gesinnung und That wird aufgehoben, jene ist Alles, diese ein unbedeutendes Vehikel, nur jene gelte vor Gott, nichts Anderes. Denn gesetzt, zwei Menschen hätten den guten Vorsatz Armenhäuser zu bauen, der Eine führe ihn aus, der Andere werde an der Ausführung dadurch gehindert, dass ihm das Geld gestohlen werde, sollte nun wohl um der äussern Handlung willen, die nicht in seiner Macht war, er Gott weniger angenehm sein? Gewiss nicht, ist die Antwort, in diesem einzelnen Falle, der aber nicht berechtigt die Bedeutung der Handlung gänzlich zurückzudrängen. Abälard hat das Wort des Herrn von dem Baum der gute und böse Früchte bringt auf die Gesinnung bezogen, man führe es nur aus nach der ganzen Fülle seines Inhaltes um die beiden Einseitigkeiten zu vermeiden: der gute Baum kann nicht anders als Früchte bringen: die Gesinnung muss in Thaten sich aussprechen, der gute Baum seiner Natur nach in guten, der böse in bösen, und wie die That nur durch



die Gesinnung ihren Charakter empfängt bildet sie auch wieder den Prüfstein für die Aechtheit und Kraft der Gesinnung; denn nicht bloss, wie Neander treffend bemerkt, hängt es von den Umständen ab ob die Gesinnung die mancherlei Vermittelungen bis zur Verwirklichung in der That durchläuft, sondern häufig auch von ihrer Kraft oder Schwäche, und durch die evangelische Betonung der Beharrlichkeit findet das leichtbefriedigte Begnügen mit der Absicht doch nur, wo die That völlig unmöglich ist, einen sie fast ersetzenden Factor. — Die Moral der Jesuiten mit ihren alle Sittlichkeit untergrabenden Ausläufern hat dasselbe Princip von der Gleichgültigkeit der äussern Handlung, wo nur die Gesinnung die rechte sei. — Es kommt nun, das Recht des Subjectes vor probabilistischer Willkür zu sichern, auf die Frage an: was begründet die Güte einer Absicht? der Glaube des sie hegenden Individuums, oder die Angemessenheit zum göttlichen Gesetze? Ist das Erste der Fall so ergäbe sich zum Beispiel folgendes Urtheil: die Juden hielten, als sie den Herrn kreuzigten, die Absicht dieser Handlung für eine gute; bestimmt nun das Dafürhalten des handelnden Subjectes hinsichtlich der Absicht den Werth der Handlung, so haben sie, weit entfernt straffällig zu sein, gut gethan. Das Correctiv gegen diese unsittliche Subjectivirung liegt darin, dass man die Güte der Absicht misst an dem in der sittlichen Persönlichkeit sich bezeugenden göttlichen Gesetze; wenn nun das Individuum sich bei dieser Prüfung vermessend eine Absicht für gut achtet, die das göttliche Gesetz verdammt, so liegt der zuzurechnende, strafwürdige Grund dafür eben in der sündigen Richtung des Menschen die ihn sich verschliessen lässt gegen die Mahnung des göttlichen Gesetzes; dem durch die Sünde ge-



blendeten Auge verschieben sich die Buchstaben in dem Spruche des Gewissens. Alles menschliche und göttliche Urtheil hat zur Voraussetzung, dass der Mensch zur Klarheit darüber kommen könne ob eine Absicht gut oder böse sei; kann er nicht verantwortlich dafür gemacht werden, so wäre ein Urtheil nach dem Maasse des Sittengesetzes ebenso ungerecht als ungleich. — Sünde ist nach Abälard nicht die That an sich, nicht der Gedanke als etwas dem Willen Fernes, nicht die böse Lust, sondern als Verachtung Gottes ist der Wille ihre Wurzel, sie ist Einwilligung in das, was wir um der Liebe Gottes willen unterlassen zu müssen glauben; wenn damit die Sünde nur als ein im Gebiete des Willens wirkendes und haftendes gefasst wird, so ist für die Sünden der Erkenntniss und des Gefühles kein Raum, deren Dasein nicht weniger auch durch die Erfahrung bezeugt ist; ist ferner zur Sünde Einwilligung nöthig, so giebt es keine Erbsünde, der am Uranfange vor unser aller Dasein vollzogene Abfall kann unsre Sünde und Schuld nicht sein. Die Kirche sieht in dem bösen Gelüste die Selbstbezeugung der Erbsünde im Individuum, Abälard erklärt sie für indifferent; jedoch wenn die Kirche darin irrt, dass sie die Concupiscenz für Anzeichen und Frucht einer Thatsünde achtet, die doch nicht vom Einzelnen vollzogen ist, damit den Charakter der Sünde aufhebt zu dem nicht bloss Willkür sondern auch Freiheit gehört, so irrt Abälard nicht weniger mit dieser Vergleichgültigung: er verkennet, dass der von unserm Gewissen geforderte Zustand der Harmonie ist, in welchem Geist und Fleisch in ihren unterschiedenen, gottgewiesenen Grenzen und Reichen walten, unbefehdet und unverletzt; die Lust an der Verletzung dieser Ordnung ist ein sündiges das unser Gewissen verdammt,



als etwas das nicht sein sollte. Auf die Frage: woher kommt das böse Gelüsten? giebt es eine doppelte negative und eine positive Antwort. Es kann nicht kommen von Gott, so kann der Mensch aus Gottes Hand nicht hervorgegangen sein, sonst ist Gott Urheber der Sünde; sie kann nicht aus der That des Individuums, in welchem sie beim Erwachen des Selbstbewusstseins sich findet, erwachsen sein; die positive Antwort, in der Augustinus gegen Abälard doch Recht hat, ist die: der Grund, aus dem das sündige Gelüsten heraufsteigt, ist die sündige Gemeinschaft in der die Menschheit steht seit der ersten Sünde, aus der wir und in die wir hineingeboren werden, von der jeder Mensch sein Theil empfängt, an die er das Seine zurückgiebt. — Zur Versöhnung der Sünde gehört nach unsrem Ethiker Reue, Bekenntniss, Genugthuung. Die Reue als Schmerz über die Sünde muss die Gottesliebe zur Quelle haben, ist es irgend ein unerträglicher Nachtheil der sie hervorrief, so hegen wir doch nur die Reue der Verdammniss. Viele bereuen in der Todesstunde die begangenen Sünden nicht aus Liebe zu Gott und aus Sündenhass, sondern aus Furcht vor der drohenden Strafe; solche Reue beweist die Ungerechtigkeit solcher Menschen, denn nicht sowohl die Ungerechtigkeit der Sünde missfällt ihnen, als die gerechte Strafe; das ist die wahrhaftige Reue, wenn der Schmerz aus der Zerknirschung des Herzens und der Liebe zu Gott, den wir als den Gütigen kennen, hervorgeht; mit diesem Schmerze besteht die Sünde, das heisst die Verachtung Gottes nicht, weil die Liebe Gottes, die den Schmerz einflösst, die Schuld nicht leidet; durch diesen Schmerz werden wir sogleich mit Gott versöhnt; in Folge der Versöhnung erlässt er den Reuigen nicht alle Strafe, sondern nur die ewige,



und viele, die vom Tode überrascht hienieden keine Genugthuung leisten konnten, werden nicht für die Strafen der Hölle, sondern des Fegefeuers aufbehalten. Weil so das göttliche Urtheil als ein inneres, jedem Menschen spruche entzogenes aufgefasst wird, muss die Schlüsselgewalt der Prälaten beschränkt werden, ihr Urtheil hat sein Maass an der göttlichen Entscheidung. Das Recht der Apostel zu lösen und zu binden auf Erden mit Rechtskraft auch im Himmel beziehe sich nur auf solche Prälaten, die dem Petrus nicht nur an Würde, sondern auch an Verdienst gleich kämen, und das Urtheil des Bischofs gelte nichts, wenn es der göttlichen Gerechtigkeit widerstreite. So begegnen wir überall in diesem letzten Werke, das für unsern Zweck in den Kreis der Besprechung zu ziehn war, einer ächt evangelischen Vertiefung zum Innerlichen, einer an ihr erstarkten Kühnheit des Urtheils die über alle Furcht vor Menschen und ihrer Macht sich hinweggekämpft hat.

Was Abälard erwartet geschah, der Wetterstrahl den er nahen sah schlug furchtbar nieder; während die neue Klage auf Häresie gegen ihn vorbereitet wurde und die Verurtheilung vorauszusehen war, sandte er Heloisen seinen letzten Brief der mit einem Glaubensbekenntnisse schliesst; der vom Vorgefühle nahen Schicksals eingegebene Wunsch klingt rührend hindurch, wenn auch vielleicht bald der Fluch der Kirche ihn treffe, doch vor der Geliebten an der Seite des Herrn in der Glaubens- und Liebesgemeinschaft der wahren Kirche zu stehn. Es ist eine Ausführung der schönen Stelle in der *Theologia christiana*: weil wir darnach trachten die Ehre Gottes in allen Stücken rein zu erhalten und soviel wir vermögen zu verherrlichen, so mögen wir vertrauensvoll Gottes Hülfe anrufen, dass der, welcher die Seinigen



von der Sünde frei macht, mich aus dem Gewirre der Worte frei mache und dass er durch seine Gnade die Schlingen dieser wie jener zum Ruhme seines Namens lösen möge. —

Ich will nicht, beginnt das Bekenntniss, ein Philosoph sein so dass ich gegen Paulus ausschlage, nicht so Aristoteles sein dass ich von Christus ausgeschlossen werde, denn es ist kein andrer Name unter dem Himmel in dem ich selig werden soll. Ich bete Christum an der zur Rechten des Vaters herrscht, ich umfasse mit den Armen des Glaubens den der im jungfräulichen Fleische, das der heilige Geist erkor, Ruhmvolles wirkt mit der Kraft aus der Höhe. Halte das von mir fest, dass ich auf jenen Felsen mein Wissen und Gewissen gründe auf welchen Christus seine Kirche erbaut hat. Die Inschrift dieses Felsens lautet: ich glaube an den Vater, den Sohn, den Geist, den von Natur einen wahren Gott, der so in seinen drei Personen die Dreiheit offenbart, dass er immer in seinem Wesen die Einheit enthält; ich glaube, dass der Sohn in Allem dem Vater gleich ist an Ewigkeit, Macht, Willen, Werk. Ich höre nicht auf Arius, der getrieben von verkehrtem Sinne, ja getrieben von dämonischem Geiste Stufen in die Dreieinigkeit setzt und in seiner Lehre den Vater grösser, den Sohn kleiner macht, die Vorschrift vergessend: steige nicht auf Stufen zu meinem Altar. Ich bekenne den heiligen Geist als eines Wesens mit dem Vater und dem Sohne und ihnen in allem gleich, wie meine Bücher es oft dardun, wo er mit dem Namen der Liebe genannt wird. Ich glaube, dass der Sohn Gottes des Menschen Sohn geworden ist und als eine Person in und aus zwei Naturen besteht; nachdem er sein Leben in der Menschheit erfüllt hat, gelitten, gestorben, erstanden, ist er



aufgenommen gen Himmel u. s. w. Ich glaube dass in der Taufe alle Sünden abgewaschen werden, dass wir der Gnade bedürfen um das Gute zu beginnen und zu vollenden; dass die Gefallenen durch die Busse gebessert werden. Was soll ich von der Auferstehung des Fleisches reden, da ich mich vergebens des Christennamens rühmen würde, wenn ich nicht glaubte, dass ich auferstünde. Das ist also der Glaube, auf dem ich stehe, aus dem meine Hoffnung Festigkeit gewinnt; auf ihn zu meinem Heile gestellt fühle ich das Geheul der Scylla nicht, lache über den Strudel der Charybdis, scheue nicht der Syrenen todtbringenden Gesang. Wenn der Sturm herein bricht, ich werde nicht erschüttert, wenn die Winde blasen, ich werde nicht bewegt, denn ich bin gegründet auf einen festen Felsen. — Diese Stellung zu erschüttern übernahm ein Mann, der die letzte Katastrophe im Leben Abälards herbeiführen sollte, der heilige Bernhard. —

Ein unbekannter Jüngling lenkte einst in Gedanken vertieft durch den Wald von Fontaine wandernd plötzlich vom Wege ab, warf sich am Altare einer Capelle nieder und weihte sich Gott allein. Jetzt beherrschte Bernhard Abt von Clairveaux aus einer Zelle, von der er nicht wusste ob sie eine Decke habe oder keine, meist krank auf sein Lager von Buchenblättern hingestreckt, die Kirche und die Welt. Von jenem Momente an hatte seine kühne Weltentsagung hunderte von Klöstern gegründet, Vielen die Zuflucht der stillen Mauern erbaut, dem stolzen Clugny in Citeaux eine ebenbürtige Macht entgegengestellt, das Wehmuthsthal in eine Stätte des Lichtes verwandelt. So schüchtern, dass er nie ohne die grösste Aengstlichkeit redete, war doch kein Widerstand stark genug gegen die Macht seines Wortes.



Derselbe Mönch, in dem Wittwen und Waisen ihren Vater lieben, der nicht müde wird viele lange Briefe zu schreiben, wenn etwa ein harter Burgvogt einen armen verschuldeten Waldheuer der flehenden Familie nicht zurückgeben will, sah Herzöge zitternd zu seinen Füßen. Wie Chrysostomus der Kirche das Ideal des Priestertums zeichnete, so hat Bernhard das des Papstthums allen Zeiten zur Betrachtung vorgehalten. Sein Wort verlieh den Päpsten die Krone, seine Entscheidungen galten für die ganze Christenheit. Die Guelfen und Hohenstaufen versöhnend verschaffte er dem Kaiserthum bedeutende Stärke, die Templer empfangen ihre Gesetze aus seiner Hand. Mit der Natur in einer Freundschaft, die ihn zu erheben schien über ihre strengen Gesetze, alle Schmerzen der Menschheit mittragend empfangen ihn die Städte als den Hochgelobten, der da kommt im Namen des Herrn. Die Juden, entrissen durch ihn den Händen ihrer Mörder, priesen ihn, dass er so Freundliches gegen Israel geredet, als der Bote des Alten der Tage, als der Erretter von ihrem Gott. — Tausende hatten am heiligen Grabe das eigne Grab gefunden, da machten seine Predigten, auch wo man die Sprache nicht verstand, die Städte und Burgen leer; der Kaiser Conrad in seinem Widerstreben wie vom Finger des heiligen Geistes durch die Mienen des Mönches gerührt, rief ihm zu: ja ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes, sie soll mich nicht undankbar finden. Conrad vermochte das Leben des schwachen Mönchs nur vor der stürmischen Verehrung des Volks zu retten, indem er seinen Kaisermantel über ihn warf und so ihn aus dem Dome führte. — Diese mächtige äussere Wirksamkeit ist doch von reichem innern Leben getragen; derselbe Mann in dessen Correspondenz sich politisch-theokrati-



sche Denkschriften für die Könige Europas finden, die der Weisheit unsrer diplomatischen Künste seltsam erscheinen müssen und doch die ewigen Ziele der Geschichte aussprechen, sann in seinem Kloster über den Bildern des Hohenliedes und den unergründlichen Geheimnissen der göttlichen Liebe. — Seine tiefe Frömmigkeit fand volle Genüge in der Gemeinschaft der katholischen Kirche, von ihrem religiösen Leben geweckt hatte er seine ganze Fülle in sich aufgenommen und stellte es nun in seiner Persönlichkeit gleichsam Fleisch geworden vor das Auge der Zeit. Und weil sie das Höchste, nach dem sie selbst sehnsüchtig aussah, in ihm erschienen wiederfand und begrüßte, darum beugte sie sich frei vor ihm. Mit dem Blicke des Genius hat er erkannt, die Religion sei Liebe zu Gott und nichts Anderes; die Stätte der Liebe, heisst es in der Schrift *diligendo Deo*, ist der Geist, ihr Grund Gott selbst, ihr Maass, ohne Maass zu lieben um seines Verdienstes willen, weil er uns zuerst geliebt hat. Nur die Ungläubigen müssen durch Hinweisung auf seine einzelnen Wohlthaten zum Schweigen gebracht werden, den Gläubigen genügt das durch seine Liebe empfangene Heil. Diese Liebe, da sie ein unendliches und unermessliches Object hat, hat nie ein Ende, sie liebt den, dessen Grösse keine Grenze hat, nie ganz nach Würden; immer bringt sie mit ihrer von ihm geschenkten Kraft ohne allen Wunsch nach Lohn doch den höchsten Lohn, er besteht darin, dass ihr eigen wird was sie liebt. Nicht nach einem Contract waltet sie, sondern frei; je mehr die Gott liebende Seele einen andern Lohn ihrer Liebe fordert als Gott, desto mehr liebt sie dies andere, nicht ihn. — Der Mensch muss seiner Natur nach zum Göttlichen streben, in sich findet er das nicht, nur



in dem Einen, der seine ganze Fülle hat, wird ihm Ruhe, alles Andere macht matt, aber nicht satt, so wenig den Hunger die Luft stillt, so wenig das Verlangen dieser Liebe die Welt. Von Gott geschaffen findet sie in ihm Genüge; wie die Samariter zum Weibe soll der Geist zu allen irdischen Bedürfnissen sagen: ich liebe nicht um euretwillen, sondern ich habe selbst geschmeckt und erkannt wie lieblich der Herr ist. Auf dieser Stufe liebt der Mensch Gott um Gotteswillen, den Nächsten um Gotteswillen, sich selbst um Gotteswillen. Selig, heilig ist, wem die Seligkeit der Fülle dieser Liebe selbst nur für einen Moment zu erfahren vergönnt wird; so lieben, das ist Gott werden; sie allein vermag dies Kleinod zu geben, Furcht und Selbstsucht verändern wohl das Aeussere und die That, auch ein Sklav kann Gottes Werk treiben, nie die Gesinnung. Gott giebt sie Alles hin, was sein ist das wird rein. Als Contemplation gewährt sie den tiefsten zweifellosesten Einblick in das Göttliche, als das rationale im Menschen tröstet sie über das mortale, selbst gedemüthigt vom mortale dem anhangend, der ewig und selig ist, können auch wir ewig und selig werden, ihm anhangend in der Liebe, nicht bloss im Erkennen, denn das Erkennen ist eine Frucht des Glaubens, die Liebe eine Frucht des Sehens. Bernhard sagt freilich, der Geist ist die Stätte der Liebe, aber unter dem Geiste versteht er doch nur das Gefühl, sie bleibt ihm im Gefühle verschlossen, durch das sie allerdings erfahrungsmässig zuerst sich offenbart, und wenn er die Vernunft nur in scholastischer Bildung erblickte, versuchend mit Fragen die nur Zank gebähren des Göttlichen sich zu versichern, dann musste von seiner Gewissheit aus dies Bemühen, hätte es auch die Lehre der Kirche nicht verletzt, unnütz er-



scheinen. Man erzählt von Bonaventura: aus welchen Büchern und Bibliotheken, fragte ihn Jemand, er doch sein Wissen von den göttlichen Dingen habe? Der Cardinal erhob schweigend sein Crucifix; Bernhard gestand: was er wisse das habe er in Wäldern und Feldern mit Singen und Beten empfangen und keine andere Lehrer gehabt als Eichen und Buchen, von denen er vernommen was vergebens in Büchern gesucht werde. Eine solche Persönlichkeit war zum Antagonisten Abälards geboren. Es genügt nicht darauf zu verweisen, dass beide doch in der Grundbestimmung des Begriffes Glauben eingewesen seien, als eines Fürwahrhaltens, denn einerseits ging der Abälards über den kirchlichen hinaus, es ist ihm ein Fürwahrhalten aus nicht von der Kirche gegebenen Gründen; andererseits erschöpft er ihn nicht, denn das Fürwahrhalten galt nur als der erste Schritt zum eigenen Durch- und Erleben. Ein Fürwahrhalten aus Gründen, sagt Bernhard, hat Abälard den Glauben im Beginn seiner Theologie oder Stultilogie genannt, als ob Jedem, wie ihm, zu meinen und zu sprechen freistünde was ihm beliebt, und die Geheimnisse des Glaubens von unsichern und schwankenden Menschenmeinungen abhingen; ihm wohnt, mit Augustinus, nicht durch Vermuthen oder Meinen der Glaube im Herzen, sondern durch eine sichere Gewissheit der das Gewissen zustimmt.

Neben Bernhard ragt unter den Gegnern Abälards der gefeierte Gründer des Prämonstratenser Ordens Norbert hervor. Er war im Gefolge des Kaisers gewesen, als Heinrich V. Paschalis II. gefangen nahm, und tief bekümmert in die Heimath zurückgekehrt schlug er das Bisthum Cambray aus; einst schleuderte ihn im Walde ein Blitz vom Pferde, eine Stunde lag er betäubt am



Boden, dies Ereigniss hat über sein Geschick entschieden. In Schaaffelle gehüllt trat er barfuss unter die Domherren seines Stiftes, die den Propheten in der Wüste misshandelten und als Schwärmer anklagten; umsonst zog er Busse predigend durch die Städte, da ward ihm eine Wiese von Gott gezeigt im Walde von Coucy, in Demuth, Liebe, Weltverachtung wollte er sein Heil suchen, nach drei Jahren erkannten zehn Abteien den Gründer von Premontre als ihren Obern, zehntausend nahmen zur Zeit seines Lebens das Prämonstratenserkleid.

Um diese beiden Männer schaarte sich eine Partei, die offen den Wahlspruch verkündete: nichts bekümmere sie sich in all' diesen Dingen um den menschlichen Geist oder Verstand, sondern einzig und allein um die Worte der Auctorität; und wenn die an das sic et non gedachte! —

Bernhard war allerdings durch Abälard verletzt. Bei einem Besuche des Klosters Paraklet war dem Abte das Wort transsubstantial in einer Formel aufgefallen, ohne dass er weiter dessen gedacht hätte; sogleich schrieb Abälard eine bittere Apologie für das Wort und erwiderte den Tadel der Neuerung mit dem Vorwurfe, jener habe in den von ihm gegründeten Klöstern unkirchliche Neuerungen eingeführt. Aber er hat den Streit nicht um Persönliches geführt; man hat sich gegen ihn auf das Glaubensbekenntniss an Heloisen berufen: es hätte noch orthodoxer klingen mögen, Principien galt es, das Princip sollte fallen, die kleinen Füchse, die den Weinberg verwüsten, sollten mit starker Hand vertilgt werden, so lange sie klein sind, damit sie nicht gross werden, sich mehren und die Nachwelt sie zu besiegen verzweifelt. Der Abt Wilhelm von Thierry bei Rheims verfasste ein Verzeichniss der ketzerischen Lehren Abälards und sand-



te es dem ehemaligen Beschützer desselben Gaufried Bischof von Chartres und dem heiligen Bernhard mit einem Briefe, in dem ein scharfer Tadel auch dem Letzteren nicht erspart wird, dass er des bedrohten Zion sich nicht angenommen. Er müsse sie anreden, beginnt er, da sie zu einer so gefahrvollen Zeit schwiegen, in welcher die Hauptlehren des Glaubens, ohne dass sich Jemand erhöhe, maasslos gefälscht würden. Abälard lehre und schreibe unerhörte Dinge, seine Schriften überflögen Alpen und Meere, würden in vielen Ländern von der Menge gelehrt und offen vertheidigt, ja am Römischen Hofe sollten sie in Ansehn stehn. Er fordere sie auf die Sache Gottes zu führen, weil Abälard allein vor ihnen sich fürchte, und nachdem die meisten Lehrer der Kirche gestorben wären, sei er wie in ein herrenloses Land eingebrochen und habe sich zum obersten Lehrer aufgeworfen. Seine Irrthümer sind diese: den Glauben nennt er ein Fürwahrhalten unsichtbarer Dinge; die Namen Vater, Sohn und Geist werden von ihm uneigentlich gebraucht, sie dienen nur zur Beschreibung der Fülle des höchsten Gutes. Er lehrt, dass der Vater alle Macht, der Sohn einige Macht, der heilige Geist keine Macht ist, dass der heilige Geist nicht aus der Substanz des Vaters und des Sohnes ist, wie der Sohn aus der Substanz des Vaters, den heiligen Geist nennt er die Weltseele. Ferner: der Wille ohne die Gnade genüge zum Guten, Christus sei nicht Mensch geworden und habe nicht gelitten um uns vom Joche des Teufels zu befreien; Christus, Gott und Mensch, sei nicht die dritte Person in der Dreieinigkeit; im Sacramente des Altares bleibe die Form der vorigen Substanz in der Luft; der Teufel übe Einfluss auf die Menschen durch natürliche Mittel; von Adam



hätten wir keine Schuld, sondern nur Strafe ererbt; es gebe keine Sünde als frei gewollte, die hätten nicht gesündigt die unwissend Christum gekreuzigt; denn aus der Unwissenheit erwachse keine Schuld; in Christus sei nicht der Geist und die Furcht des Herrn gewesen; die Macht zu binden und zu lösen sei nur den Aposteln nicht auch ihren Nachfolgern verliehen. Man sieht bei Vergleichung mit dem oben Ausgeführten, dass hier trotz arger Entstellungen, die eben so leicht aus Nichtverstehen und Zusammenhangslosigkeit, als aus bösem Willen und absichtlichem Verdrehen herzuleiten sind — — besonders der letzte Punkt von der Succession der Apostel war wohl nicht ohne Beziehung auf die beiden Prälaten gewählt, in der Voraussetzung, wenn sie auch über die andern Fragen milder urtheilen sollten, werde dieser sie auf die Gefahr aufmerksam machen in der das Heiligthum stehe — übrigens doch die Gegenstände, auf die es in diesem Streite ankam, gut herausgeföhlt sind. Wilhelm von Thierry forderte eine öffentliche Verdammung, denn das Aergerniss, das Abälard so öffentlich gestiftet habe, könne nicht mit geheimen Verweisen und Ermahnungen beseitigt werden. Die Antwort des heiligen Bernhard trägt doch durchaus nicht den Charakter eines fanatischen Ketzerrichters, den man ihm in diesem Streite so oft ungerechter Weise zugeschrieben hat. — Sein Eifer, schreibt er, sei gerecht und nothwendig, allein da ihm solche Untersuchungen fern lägen und in so wichtigen Angelegenheiten er seinem Urtheile misstraue, so wünsche er, dass sie sich mündlich darüber besprächen. Bernhard besuchte selbst Abälard um durch den Versuch der Mittel, die Wilhelm von Thierry ausdrücklich getadelt, ihm das Schmerzliche zu ersparen; er



widerstand den Bitten des Heiligen nicht und gelobte seine irrigen Lehren zu verbessern; aber als der Abt ihn verlassen hatte, wird erzählt, ward er durch andere Rathgeber und das Vertrauen auf seine Disputationsgabe umgestimmt, er konnte auf blossen Freundesrath hin die Gedanken und Thaten seines Lebens nicht aufgeben. Er verlangt vom Erzbischof von Sens eine Kirchenversammlung, auf der er seine Lehre gegen den Abt von Clairveaux zu vertheidigen denke, und — ein Beweis für Abälards Ansehn unter den Prälaten Frankreichs, auf das Bernhard später spitz genug hindeutet — der Erzbischof schrieb sie nach Sens aus im Jahre 1140, auch Bernhard ward eingeladen und forderte die französischen Bischöfe brieflich also zur Theilnahme auf: „das Gerücht ist verbreitet und kam, glaube ich, auch zu Euch, dass ich auf Pfingsten nach Sens gefordert und herausgefordert bin zum Kampfe für die Vertheidigung des Glaubens, während der Knecht Gottes doch nicht zänkisch sein soll, sondern geduldig gegen Alle. Wenn es meine Sache wäre, möchte jener sich immerhin rühmen unter Eurem Schutz, jetzt aber da es auch die Eure ist und mehr die Eure, mahne ich Euch um so vertrauensvoller und bitte eindringender, zeigt Euch als Freunde in der Noth. Nicht als meine Freunde sollte ich sagen, sondern als die Christi, dessen Braut zu Euch ruft in der Wildniss der Ketzereien und unter den Saaten der Irrthümer, von denen sie, ob sie gleich unter Eurem Schutz und Schirm wuchern, fast erstickt wird. Der Freund des Bräutigamms darf sie in Noth und Elend nicht verlassen. Wundert Euch nicht dass ich Euch auf so bald und kurz vorher einlade, die Gegenpartei hat in ihrer Schlaueit und Verschmitztheit das so eingerichtet, um Unvorbereitete anzugreifen und Wehr-



lose zum Kampfe zu zwingen.“ — Bernhard hat daran gedacht nicht am Concile Theil zu nehmen, was solle der geringe David gegen den dialectischen Goliath; er ruft aus mit dem Propheten, wer will mir Flügel geben wie die Taube und ich will hinfliegen und Ruhe finden, abscheiden möchte ich aus dieser Welt des Streites um das Heilige, um nur zu geniessen und bei Christo zu sein; doch den Frieden meint er der Kirche geben zu können und vergass dass er im Thränenthale wandere. — Parker, der geistreiche amerikanische Theolog, hat in dieser Ablehnung der Herausforderung Abälards nur den schlaunen Pfaffen gewittert, damit aber sein Ungeschick den tiefern Grund dieses Charakters zu erfassen dargethan. In demselben Briefe an Innocenz II., wo Bernhard von seiner Unlust nach Sens zu gehen spricht, fügt er den Grund sehr bestimmt hinzu: weil ich es für unwürdig achte, dass der Glaubensgrund den alle Welt durch eine so sichere und unwandelbare Wahrheit gestützt weiss den armen menschlichen Vernunftschlüssen überliefert und Preis gegeben werden soll, dann müssten wir freilich geduldig abwarten, was unser Meister vom unsichtbaren Wesen der Gottheit berichtete, heute schreibt er dem Vater die Macht, dem Sohne die Weisheit, dem Geiste die Güte zu, morgen ist es vielleicht umgekehrt. — Viele geistliche und weltliche Grosse, auch der König Ludwig VII. hatten sich in Sens eingefunden, unter ihnen auch der wahre Regent von Frankreich, Süger, Abt von Saint Denys, ein Richelieu des Mittelalters, von dem Schlosser sagt: man sehe mit Erstaunen aus seiner Correspondenz, welche Tiefe staatskundiger Weisheit und welches Geschick der Verwaltungskunst in dieser Zeit roher Verwirrungen in einzelnen Geistern sich entwickeln konnte; die einzige Vorbereitung, mit



der der Abt von Clairveaux in die erlauchte Versammlung trat, war die gläubige Erinnerung an das Wort: sorget nicht, wie oder was ihr reden werdet, denn es soll euch zur Stunde gegeben werden was ihr reden sollt; der Herr ist mein Helfer, ich fürchte mich nicht, was kann mir ein Mensch thun. So standen die beiden grossen Männer einander gegenüber. Man verlas das Verzeichniss des Wilhelm von Thierry, fragte, ob er diese Irrthümer als die Seinigen anerkenne, ob er sie demüthig verbessern, oder wenn er könne durch Gründe der Kirchenväter vertheidigen wolle? Aber von dem was sich dem Philosophen als Wahrheit ergeben, war in den Vätern wenig zu finden, das sic et non mochte ihm vorschweben, er appellirte an den Papst und verliess die Synode nach dem Urtheil seiner Feinde, weil er dem Geiste nicht habe widerstehen können, der aus Bernhard gesprochen; sicher wohl, weil er das Vergebliche eines Streites aus verschiedenen Principien einsah, vor einer Versammlung, der vor aller Discussion die Entscheidung feststand, und er durch seine Verbindung mit Cardinälen in Rom ein günstigeres Resultat hoffen konnte. Die Synode erklärte die Entfernung für unerlaubt und verdammt die verlesenen Sätze als Irrlehren.

Es ist bekannt dass selbst in Jahrhunderten, wo die Feinheit geselliger Formen das Umgangsleben weit mehr vor Ausbrüchen der Roheit sicherte als in den Tagen des Faustrechtes, doch der heilige Eifer theologischer Debatten diese Schranken oft stürmisch durchbrochen hat, und so wäre es nichts Wunderbares, wenn auch zu Sens das Decorum etwas verletzt und der geheiligte Affect, mit welchem nach einer wohlbekannten nur nicht zu oft geübten Regel theologische Streitfragen verhandelt werden sollen, bisweilen verschwunden wäre;



aber das Bild im derbsten niederländischen Stile, das uns Berengarius Scholastikus von den Synodalverhandlungen gezeichnet hat, sollte wohl von vornherein nur eine Satire sein; denn abgesehen davon, dass wir nur eine trunkene Pöbelhorde erblicken, war alle Gelegenheit zum Hader benommen, als Abälard mit der Appellation die Discussion abschnitt. Es soll da so hergegangen sein: als hätten sie dem Bacchus ein Gelübde zu erfüllen, sassen die Prälaten da, sie grüssten einander mit den Bechern, lobten den Wein, machten die Kehlen nass; man verlas die Ketzereien, während jene stampften, schwatzten und lachten, kam nun etwas Hohes und Göttliches, was den bischöflichen Ohren ungewohnt klang, so knirschten sie mit den Zähnen, die Maulwürfe auf den Philosophen: ein solches Ungeheuer sollten wir leben lassen; sie schrien wie die Juden: wehe er zerstört den Tempel des Herrn: so verdammen die Trunkenen den mässigen Mann, volle Schläuche reden wider das erwählte Rüstzeug der Dreieinigkeit, so zernagen die Hunde das Heilige und Perlen die Säue. Die Gluth des Weines stieg ihnen dermaassen ins Gehirn, dass ihnen die Augen zufielen, der Vorleser schrie, und der trunkene Zuhörer schnarchte oder suchte den Schlaf, fand jener auf Abälards Feldern ein Dorngebüsch, so schrie er den tauben Ohren der Bischöfe zu: damnatis? manche aufwachend antworteten halb schlafend damnamus, andere durch ihr Getümmel gestört stotterten nur: namus; ja ihr schwimmt, aber euer Schwimmen ist ein Sturmwetter und ein Ersäufen. Solche Carricaturen sind in der theologischen Polemik nicht selten, und wer Lust hätte die Streitschriften etwa einzelner Jünger der Hegelschen Linken gegen orthodoxe Theologen und Consistorien durchzublättern, fände wohl Analogien genug.



— Die Zeit ist vorüber, wo man zur Charakteristik des heiligen Bernhard Stellen für maassgebend achtete wie diese: „vor seinen Kleidern brüllten wohl die Teufel, nun aber hätte er die Stacheln der schlafenden Schlange geweckt, Abälard habe er zum Ziele seines Neides gesetzt, auf ihn wolle er das Gift seiner Bitterkeit ausspeien, ihn tödten. Einen Mann, der auf dem Wege Christi wandelte, habe er, wie ein Meuchelmörder aus dem Hinterhalte hervorstürzend, der Gemeinschaft Christi beraubt, dem Volke habe er gesagt, es möge für ihn beten, aber im Herzen habe er gesonnen ihn auszurotten.“ Die Freude und der Werth der Geschichte ist, dass sie über den Zuneigungen der Zeitgenossen und ihren Feindschaften stehend, unbekümmert um das leidenschaftliche Getümmel, auch dem Eigenthümlichsten sein Recht werden lässt. Das Urtheil der Synode und seine Rechtfertigung verkündigte Bernhard dem Papste Innocenz II.: Abälard habe ein Buch von der Dreieinigkeit geschrieben, der Legat habe es zum Feuer verurtheilt, verflucht sei, wer die Trümmer Jericho's aufbaue! das Buch sei wieder auferstanden, viele entschlafene Ketzereien mit ihm und seien Vielen erschienen. Die Bischöfe hätten nichts wider seine Person unternommen, sondern nur die von der Kirche verdamnten Sätze, um Ansteckung zu verhüten, verurtheilt. Weiter begründet der Schreiber diesen Schritt so: seine noch ungeübten Zuhörer, Neulinge, eben erst von den Brüsten der Dialectik entwöhnt, die kaum noch des Glaubens erste Elemente zu fassen vermögen, führt er zu den Geheimnissen der Dreieinigkeit; auf den Gassen, in den öffentlichen Schulen wird nicht von Gelehrten, nein von Knaben und Narren über den wahren Glauben disputirt, und er hat dafür gesorgt sein Gift auch auf die



Nachwelt zu verbreiten. Verspottet wird der Glaube der Einfältigen, zerfleischt werden die Geheimnisse Gottes, über Tugenden und Laster redet er nicht sittlich, über die Sacramente der Kirche nicht gläubig, über die Geheimnisse der Dreieinigkeit nicht mit Einfalt und Salbung. Er schmäht die Väter, weil sie dafür hielten, die Fragen seien mehr zu glätten als zu lösen; so wird das Passahlamm gegen Gottes Willen entweder in Wasser gekocht oder noch zerrissen in thierischer Weise, was übrig ist wird nicht mit Feuer verbrannt, es wird mit Füßen getreten; alles maasst sich der menschliche Verstand an, nichts lässt er dem Glauben, zum Höhern strebt er, weit ihm Ueberlegenes durchstöbert er, dringt ein gegen das Göttliche, verletzt mehr das Heilige als dass er es entwickelte, er öffnet das Verschlussene und Versiegelte nicht sondern zerreisst es, was er für sich nicht an der Oberfläche findet gilt ihm nichts, es für unter seiner Würde achtend zu glauben. Alles was im Himmel und auf Erden ist, alles meint er zu wissen, gegen den Himmel erhebt er seinen Mund, erforscht die Tiefen der Gottheit, und von da zurückkommend erzählt er uns unaussprechliche Worte die kein Mensch reden darf; während er bereit ist von allem den Grund anzugeben, hält er was über die Vernunft ist für gegen die Vernunft und gegen den Glauben. Und giebt es wohl etwas mehr gegen die Vernunft, als mit der Vernunft die Grenze der Vernunft zu überschreiten? Seinen Zuhörern Verständniss auch des Erhabensten und Heiligsten verheissend, was die tiefe Inbrunst des heiligen Glaubens umfasst, setzt er Grade der Trinität, Arten der Majestät, Zahlen in die Ewigkeit, immer sucht er Neues und was er findet das phantasirt er. — Nur nach einer Seite hin wollen wir die Durchführung der



Polemik verfolgen, sie betrifft Abälards Ansichten vom Werke Christi. — Mit der Erhebung der Person Christi musste die Betrachtung seines Werkes sich erweitern, und der Tod Gottes auf Golgatha etwas vollbringen, was so übermenschlich war wie dies Ereigniss; die unklaren Ansichten über sein Werk schlossen dasselbe meist alle an die Erbsünde, und Anselm von Canterbury stellte siegreich die ewige Nothwendigkeit des Opfertodes zur Tilgung der mit der Erbsünde von der ganzen Menschheit contrahirten Schuld dar. — Wir sahen wie in Abälards Systeme die Erbsünde im kirchlichen Sinne keinen Raum hatte, damit fiel ihm das Object der Versöhnung, das ganze Werk Christi wird ihm ein anderes, und wie die Lehre von der Persönlichkeit das Werk gesteigert, hätte sich bei ihm von der Herabstimmung des Werkes aus eine niedrigere Ansicht von der Person sich ergeben müssen, wenn ihm diese Verbindung klar geworden wäre. Im Kommentar zum Briefe an die Römer hatte Abälard gesagt: man muss wissen, dass all' unsre Lehrer von den Aposteln an darin eins sind, dass der Teufel Macht und Herrschaft über den Menschen hat und ihn mit Recht besitzt, weil der Mensch mit der ihm verliehenen Freiheit frei dem Teufel zustimmend sich ergab, und nach dem Rechte ist jeder Besiegte ein Sklave des Siegers, darum ist der Sohn Gottes Fleisch geworden, damit der Mensch, der anders nicht gelöst werden konnte, durch den Tod des Schuldlosen mit Recht vom Joche des Teufels frei würde. Aber ich glaube, der Teufel hatte nie ein Recht an die Menschheit, ausser mit Gottes Zulassung, wie ihr Kerkermeister, und der Sohn Gottes hat auch nicht, um den Menschen von der Herrschaft des Teufels zu befreien, Fleisch angenommen. Bernhard, dem die Erlösung von der



Herrschaft des Teufels mit der Erlösung von der Sünde zusammenfiel, sah damit das Werk Christi gefährdet. Ich höre, sagt er, dem Apostel und Propheten, ich gehorche dem Evangelium, Du predigst uns ein neues Evangelium, die Kirche will keinen fünften Evangelisten. Was verkünden uns Gesetz, Propheten, Apostel und apostolische Väter anders? Du erröthest nicht allein Deinen Widerspruch gegen alle einzugestehn, der Du über alle Lehrer der Kirche Dich erhaben meinst. — Fürchte dich nicht, ich will dich befreien und erretten, sagt der Prophet, Du fragst aus wessen Gewalt, denn Du willst nicht, dass der Teufel Macht habe über den Menschen, jetzt oder sonst, ich gestehe Dir, ich will es auch nicht, aber desshalb hat er sie nicht, weil ich und Du es nicht wollen; wenn Du das nicht bekennst dann weisst Du es nicht, die aber erlöst sind von dem Herrn die wissen und sagen, dass er sie von der Hand des Feindes erlöst hat; Du würdest das nicht leugnen, wenn Du nicht unter der Hand des Feindes wärest, Du kannst nicht danksagen mit den Erlösten, denn Du bist nicht erlöst, wärest Du es so würdest Du den Erlöser anerkennen und die Erlösung nicht leugnen; der sich nicht gefangen weiss, der sucht keine Befreiung, die es aber wussten, die haben zum Herrn gerufen und der Herr hat sie erlöst aus der Hand des Drängers. Bernhard weist ihm weiter nach, wie er nicht bloss gegen die Lehre der Väter, was ihm vielleicht gleichgültig sei, sondern gegen das Wort des Herrn zeuge, dass der Fürst der Welt an ihm nichts habe. Es erscheint ihm undenkbar dass der Herr der Herrlichkeit selbst sich erniedrigte, geringer wurde als die Engel, geboren vom Weibe, gewandelt in der Welt, getragen die Schwachheit, gelitten Unwürdiges und durch den Tod am Kreuze in das Seine



zurückgekehrt sei, und wesshalb das Alles? um den Menschen ein Vorbild und allerlei gute Lehren zu geben, um die Bahn der Liebe wieder zu öffnen. Für die Consequenz des Dogma stritt er hier mit Recht, aber doch auch seinem Herzen und seiner Liebe war der Herr noch mehr als ein Sittenlehrer und Vorbild geworden. Was hilft es, ruft er aus, dass er uns belehrt, wenn er uns nicht erneut, vergebens ist alles Unterweisen, wo nicht vorher die Sünde hinausgewiesen ist, dass wir nicht mehr ihr dienen; wenn der ganze Gewinn Christi nur im Darstellen von Tugenden bestand, so hat auch Adam nur durch Darstellung der Sünde geschadet, dann hat jener durch sein Beispiel die Menschen zur Tugend und Nächstenliebe, dieser durch sein Beispiel zur Sünde geführt, wo bleibt da die Erlösung, das ist nichts Anderes als pelagianische Ketzerei. Nicht in die Wiedergeburt, nicht in die Kraft des Kreuzes, nicht in das kostbare Blut setzt er die Kraft der Erlösung und die Summe des Heiles, sondern in die Fortschritte der Besserung; fern sei es von mir mich zu rühmen, wenn nicht des Kreuzes Jesu Christi, in dem unser Heil, unser Leben und Auferstehen ist. Drei Stücke betrachte ich besonders im Erlösungswerke, die Form der Demuth, in der Gott sich selbst erniedrigt hat, das Geheimniss der Liebe in dem sie bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze sich ausdehnt, das Geheimniss der Erlösung indem er den Tod, den er erlitten, zugleich vernichtet hat. Wahrlich ein grosses und hochnothwendiges Beispiel der Demuth, ein grosses und nachahmungswürdiges Beispiel der Liebe, aber das hat Alles kein Fundament, darum auch keinen Bestand wo die Erlösung fehlt. Ich will mit meinem gesammten Streben dem demüthigen Christus folgen, ich möchte



ihn, der mich geliebt und sich für mich gegeben hat, mit den Armen der Gegenliebe umfassen, aber ich muss auch das Passahlamm essen. Ein Anderes ist es Jesum sehen; ein Anderes ihn besitzen; ein Anderes ihn genießen; ihm folgen ist ein heilsamer Entschluss, ihn halten und umfassen eine köstliche Freude, aber ihn genießen das ist das selige Leben, denn sein Fleisch ist die rechte Speise und sein Blut ist der rechte Trank.

Während so der Abt von Clairveaux den Spruch des Papstes vorbereitete, sprach Abälard sein letztes Wort in diesem Streite, die Apologie. Mit dem Sprichworte beginnend auch das Bestgesagte lasse sich verfälschen, ruft er den Richter der Lebendigen und der Todten zum Zeugen an, dass er in dem, dessen man ihn beschuldige weder aus Bosheit, noch aus Stolz sich ungebührende Freiheiten genommen habe. Seine Vorlesungen hätten alles frei ausgesprochen, was ihm dem Glauben und den Sitten heilsam erschienen. Jedem habe er die Beurtheilung freigestellt, und sollte er auch durch Geschwätzigkeit gefehlt haben, so hätte ihn doch starrsinniges Vertheidigen nicht zum Ketzer gemacht; wie immer sei er auch noch jetzt bereit seine Irrthümer zu verbessern und zu tilgen, aber ungerechte Vorwürfe müsse er ablehnen. Bei der Correctur des von der Synode verdamnten Cataloges von Irrlehren konnte nicht schwer werden die Entstellungen zu enthüllen. Unter anderem heisst es: er verabscheue die ihm aus Bosheit zugeschriebene Lehre, dass der Sohn eine geringere Macht, der heilige Geist keine Macht sei, als ketzerisch und teuflisch, fände man sie in seinen Schriften, so wolle er als Erzketzer gelten; die Gnade Gottes halte er für alle Menschen so nöthig, dass weder sein freier Wille, noch seine natürlichen Kräfte zur Seligkeit hinreichten; sie



müsse uns zuvorkommen, dass wir wollen und folgen, dass wir können uns stärken, dass wir beharren; in Adam hätten wir Alle gesündigt, Schuld und Strafe uns zugezogen, weil seine Sünde Anfang und Ursache unserer Sünden sei; die Macht zu lösen und zu binden stehe allen Nachfolgern der Apostel zu, würdigen Bischöfen und unwürdigen, so lange sie die Kirche nicht aus ihrem Schoosse verstosse!

Aber diese halben Concessionen vermochten Abälard nicht zu retten, und hätten sie in Rom den Freunden Stützpunkte seiner Vertheidigung bieten sollen, so wusste Bernhard die Wirkung zu paralysiren. Er schrieb an die Cardinäle Guido von Castello und Ivo zwei kurze Briefe die sie streng zurückweisen sollten auf die Bahn ihrer Pflicht. Da sie ergänzend neben der Darlegung an den Papst stehen und für Bernhards ganze Weise charakteristisch sind, mögen sie hier folgen: der erste an den nachmaligen Papst Cölestin lautet:

Dem Hochwürdigsten Herrn und geliebtesten Vater, Meister Guido, durch Gottes Gnaden der heiligen Römischen Kirche Cardinal, wünscht Bernhard Abt von Clairveaux nicht zu weichen zur Rechten und zur Linken. Ich thue Dir Unrecht mit dem Glauben, Du könntest einen so lieben, dass Dir seine Irrthümer so theuer wären wie er selbst; wer einen so liebt, weiss nicht wie er ihn lieben soll; solche Liebe ist irdisch, thierisch, teuflisch, dem Liebenden und dem Geliebten gleich verderblich. Andere lass' von Andern denken was sie wollen, ich kann von Dir nur das Vernünftige und Billige denken; manche urtheilen erst, nachher beweisen sie: ich werde nicht entscheiden ob ein Trank süß oder bitter ist ehe ich ihn geschmeckt; der Meister Peter führt in seinen Schriften profane Neuerungen in Be-



griffsbestimmungen und Ausdrucksweisen ein, disputirt über den Glauben wider den Glauben, greift mit Worten des Gesetzes das Gesetz an; nichts sieht er durch den Spiegel in einem dunklen Wort, sondern alles von Angesicht zu Angesicht, einhergehend in grossen und wundersamen Dingen über sich selbst. Ziemender wäre es ihm wohl nach dem Titel seines Buches sich selbst zu erkennen und sein Maass nicht zu überschreiten, sondern in Bescheidenheit weise zu sein. Ich bin es nicht, der ihn beim heiligen Vater anklagt, sein Buch klagt ihn an mit dem er sich einen schlechten Dienst erwiesen hat. Wenn er von der Trinität spricht, schmeckt er nach dem Arius, von der Gnade nach dem Pelagius, von der Person Christi nach Nestorius. Die geringste Billigkeit setze ich bei Dir voraus, wenn ich Dich bitte, in Christi Sache Christo Niemanden entgegenzusetzen. Wisse noch, dies frommt Dir, dem vom Herrn die Macht gegeben ist, es frommt der Kirche Christi, es frommt jenem Menschen selbst, dass ihm Schweigen auferlegt werde, dessen Mund voll Fluchens, Bitterkeit und Trug ist.

Der andere Prälat hat Abälard vielleicht näher gestanden; der Brief ist schärfer gehalten:

Bernhard Abt von Clairveaux wünscht seinem geliebtesten Ivo, durch Gottes Gnade der heiligen Römischen Kirche Cardinal, Gerechtigkeit zu lieben, Unrecht zu hassen. Peter Abälard, der Mönch ohne Regel, der Prälat ohne Sorgsamkeit, hält kein Gelübde und lässt sich von seinem Stande nicht fesseln. Sich selbst unähnlich ist er innerlich ein Herodes, äusserlich ein Johannes, hat nichts von einem Mönche an sich, als den Namen und das Kleid. Doch was geht das mich an; jeder wird seine Last tragen; ein anderes darf ich nicht



verschweigen, weil es Alle angeht, die Christi Namen lieb haben. Unrecht redet er in der Höhe, die Reinheit des Glaubens, die Keuschheit der Kirche verdirbt er. Er überschreitet die Gränzen, die unsere Väter gesetzt haben; in seinen Schriften vom Glauben, von den Sacramenten, von der heiligen Dreieinigkeit ändert, mehrt, mindert er nach seinem Belieben. In Schriften und Büchern bewährt er sich als einen Meister falscher Lehren, einen Verbreiter von Lügen, zeigt sich als Ketzer, nicht sowohl im Irrthum als im hartnäckigen Festhalten und Vertheidigen desselben. Der Mensch überschreitet sein Maass, in Wortweisheit die Kraft des Kreuzes Christi ausleerend. Alles was im Himmel und auf Erden ist kennt er, ausgenommen sich selbst; in Soissons ist er verdammt mit seinem Buche vor dem Legaten der Römischen Kirche; aber als hätte er an einer Verdammung nicht genug, thut er wieder was ihn verurtheilen muss, und der letzte Irrthum ist ärger als der erste. Er dünkt sich sicher, rühmend, er habe Cardinäle und Geistliche der Curie zu Schülern gehabt; bei ihnen meint er Vertheidiger, wie des vorigen, so auch des gegenwärtigen Irrthums zu finden, da er sich doch mehr fürchten sollte von ihnen gerichtet und verdammt zu werden. — Nun denn, wer Gottes Geist hat, der denke an den Psalmvers: Herr, habe ich nicht gehasst die dich hassten und bin aufgerieben über deine Feinde? Gott befreie durch Dich und durch seine andern Söhne seine Kirche von den Lippen der Ungerechtigkeit und von der Zunge der Täuschung! —

Noch eins wollte Abälard versuchen, nach Rom gehen, sich zu den Füßen des heiligen Vaters werfen, so Aufhebung des Synodalbeschlusses bewirken. — — Von dem letzten ewigen Abschied von Heloise und



Paraklet tief erschüttert, kam er nach Clugny. Peter der Ehrwürdige nahm ihn auf wie ein Patriarch und wie ein Engel. Als er krank, denn Körperleiden ließen ihn die Reisebeschwerden nicht mehr ertragen, zum Kloster kam, musste ihn eine Stätte anziehen, welche die Natur von allem menschlichen Verkehr getrennt so mit Frieden, Einsamkeit und Stille erfüllt zu haben schien, dass sie ein Abbild der himmlischen Ruhestätte bot. Das Kloster von dicht bewaldeten Höhen umschlossen; klare Waldbäche rauschten in die Saone hernieder und führten die Blätter der Rosenbüsche an ihren Ufern auf den leichtgekräuselten Wellen dahin; in den tiefen Seen spiegelte sich der Himmel, an den Bergen schlängelten sich Pfade zu rauchenden Jäger- und Fischerwohnungen hin. Peter Venerabilis selbst mit seiner frommen Liebe stets auf das zum Heile Nothwendige gerichtet, hatte ohne platonische Meditationen, ohne akademische Disputationen, ohne aristotelische Spitzfindigkeiten auf dem Wege der Demuth das Heil gefunden, das die Wahrheit vom Himmel den Mühseligen und Beladenen zu offenbaren gekommen ist. Der Seelenfriede, den dies Heil bringt, hat ihn der Kirche ehrwürdig gemacht, und es wird uns erzählt, wie sein Gedächtniss noch jetzt nach acht Jahrhunderten in der Stadt und dem Thale Clugny so vom Vater auf den Sohn sich fortpflanzt, dass als vor einigen Jahren ein Grab entdeckt wurde, das man für das Seine hielt, Frauen und Kinder sich um den Staub stritten. In den Tiefen des Herzens sich eine Einsamkeit zu gründen, mochte er Abälard mahnen, wo kein Fremder Eingang finde und ohne leibliche Stimme in dem sanften Säuseln die Stimme des redenden Herrn zu vernehmen sei, er bestärkte ihn in dem Vorhaben nach Rom zu gehen; aber



je mehr der Philosoph den Frieden dieser Mauern mit dem Getümmel der Schulen und dem Streite der Wissenden verglich, um so unbezwingbarer erfüllte ihn die Sehnsucht hier zu sterben, auf dass hier der Vogel sein Haus finde und die Schwalbe ihr Nest. Während er noch schwankte ob er doch nicht die Reise wagen sollte, erschien das Breve, das sie vergeblich machte: „Innocenz, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, seinen ehrwürdigen Brüdern den Erzbischöfen Heinrich von Sens, Simson von Rheims und ihren Suffraganen, und dem in Christo geliebtesten Sohne Bernhard, Abt von Clairveaux, Gruss und apostolischen Segen.

Durch das Zeugniß des Apostels wird erkannt, wie nur ein Herr sei auch nur ein Glaube, auf welchem, als auf dem unentweglichen Fundamente, ausser dem Niemand ein anderes legen kann, die Festigkeit der katholischen Kirche unverletzt besteht. Daher hat der selige Petrus, der Fürst der Apostel, für das ausgezeichnete Bekenntniß dieses Glaubens von unserm Herrn und Heiland das Wort zu hören verdient: du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Mit dem Felsen deutet er klar die Festigkeit des Glaubens und die Geschlossenheit der katholischen Einheit an. Das ist der ungenähte Rock des Herrn, über den die Kriegsknechte das Loos warfen, den sie aber nicht zertheilen konnten. Gegen sie knirschten die Heiden und die Völker sannten Eitles; es erhoben sich die Könige der Erde und die Fürsten traten zusammen, aber die Apostel als Leiter der Heerde des Herrn und ihre Nachfolger die apostolischen Väter, von dem Eifer und der Gluth der Gerechtigkeit entflammt, vertheidigten den Glauben und standen nicht an ihn mit ihrem eigenen Blute in die Herzen anderer zu prägen. Dann als die



Verfolger abliessen, gebot der Herr den Winden und es ward eine grosse Stille. Aber weil der Feind des menschlichen Geschlechtes beständig umhergeht und sucht welchen er verschlinge, hat er um die Aufrichtigkeit des Glaubens anzugreifen den täuschenden Trug der Ketzer eingeführt. Die Hirten der Kirche sich mannhaft dagegen erhebend, haben die schändlichen Lehren mit den Lehrern verdammt. Auf der Synode zu Nicäa ist der Ketzer Arius verdammt; die zu Constantinopel hat den Ketzer Main mit schuldigem Spruche verdammt. Zu Ephesus hat Nestorius die würdige Verdammung seines Irrthums erhalten. Die zu Chalcedon hat den Eutyches mit Dioskur und seinen Genossen rechtmässig verdammt!

Der allerchristlichste Kaiser Marcion, obwohl ein Laie, spricht in Liebe zur katholischen Kirche gegen die, so die heiligen Geheimnisse zu entweihen trachten, in einem Schreiben an unsern Vorfahren den Papst Johannes seligen Andenkens also: „kein Geistlicher, er sei Mönch oder in anderer Stellung, unternehme in Zukunft öffentlich über den christlichen Glauben zu handeln, denn der thut dem Urtheil der hochwürdigsten Synode Unrecht, der einmal Entschiedenes und recht Festgestelltes wieder zu erwägen und in Streit zu ziehen sucht. Die Verächter dieses Gesetzes als Schänder des Heiligen sollen ihrer Strafe nicht entgehen; wenn also ein Geistlicher öffentlich religiöse Bestimmungen in Zweifel und Frage ziehen sollte, dann muss er von der Gemeinschaft der Priester entfernt werden.“

„Es that uns weh, als wir beim Lesen Eures Briefes und der beiliegenden Darstellung der Irrthümer erfuhren, dass in den letzten Tagen, da gefahrvolle Zeiten bevorstehen, in der Lehre Peter Abälards sowohl



die Ketzereien der Obengenannten, als auch andere falsche, dem katholischen Glauben widersprechende Lehren zu wuchern begonnen haben. Wir finden aber darin einen besondern Trost und danken dem allmächtigen Gott, dass er in Euch den Vätern solche Söhne erweckt hat in Eurem Lande, dass der Apostel in unsrer Zeit in seiner Herrlichkeit wollte dass die Kirche solche Hirten hätte, die da streben den Schmähungen des neuen Ketzers entgegenzutreten und die unbefleckte Braut als eine keusche Jungfrau ihrem einzigen Manne Christo darzustellen. Wir also, die wir auf dem Stuhle des seligen Petrus, zu dem gesagt ist, wenn Du Dich bekehrst so stärke Deine Brüder, obwohl unwürdig thronend erblickt werden, haben nach dem Rathe unsrer Brüder der Bischöfe und der Cardinäle die von Euch bezeichneten Capitel und alle falschen Lehren Abälards mit ihrem Urheber kraft der heiligen Canones verdammt, ihm als Ketzer ewiges Schweigen auferlegt, und achten alle Anhänger und Vertheidiger seines Irrthums für zu scheiden von der Gemeinschaft der Gläubigen und für zu binden mit den Banden des Fluchs.“

Das war die Antwort auf Abälards Appellation, so hatte die Kirche durch den Mund des Nachfolgers dessen, für den der Herr gebetet hat dass sein Glaube nicht aufhöre, die Entscheidung erfolgen lassen, und die stolze Siegesgewissheit, welche dies Decret athmet, musste in den Empfängern den Glauben stärken dass doch alle menschliche Weisheit vor dieser göttlichen Thorheit zu Schanden werden müsse. Für denjenigen, der innerhalb der katholischen Kirche bleiben will, schliesst die Appellation an den Papst den Entschluss ein, sich dem Urtheil dieser höchsten Instanz auf Erden unbedingt zu unterwerfen; nicht sein Irrthum, hatte Bernhard ge-



schrieben, sondern die hartnäckige Vertheidigung desselben müsse ihn verdammen; es kam jetzt darauf an, ob Abälard sein Wort und Versprechen zur Wahrheit machen wolle, verbessern und widerrufen nach dem Spruche der Kirche. Er hat ihr den Triumph bereitet, indem sie immer am königlichsten dasteht, wenn ein kühner, gewaltiger Geist sich mit all' seinem Erkennen und Wissen demüthig ihrem Worte beugt. Die Verhandlungen mit Bernhard von Clairveaux, von denen Peter Venerabilis meldet, können nur dieses Ziel gehabt haben. Das Verlangen nach einem Leben voll Streit im Frieden der Kirche zu scheiden, dessen Glück in des Abtes von Clugny ehrwürdiger Persönlichkeit so rein sich ihm darstellte, liess ihn das Opfer bringen. Er hat es vielleicht nicht mit der Freudigkeit des Bischofs von Cambray gethan, der das Verdammungsbreve auf dem Wege zur Kanzel seiner Kathedrale empfangend, es ruhig seiner Gemeinde vorlas und dann schloss: das Wort des heiligen Vaters ist mir eine Stimme vom Himmel, der auch unverstanden ich mich unterwerfe, — — und er konnte es nicht: dass er es that bewies dass er leben und sterben wollte als ein gehorsamer Sohn der apostolisch-katholischen Kirche. Der heilige Bernhard war befriedigt, leuchtend stand die kirchliche Wahrheit da, alle Gefahr für die Gläubigen beseitigt, die Einheit des Glaubens gesichert, der Vernunft Hochmuth gedemüthigt, dafür hatte er gekämpft; bereitwillig ergriff er die ihm gebotene Hand Abälards zum Frieden, gemeinsame Freunde glichen das Persönliche leicht aus. — Um das Asyl in Clugny seinem Schützlinge zu erhalten, bat Peter Venerabilis um den Schild der apostolischen Obhut in folgendem Schreiben: „Dem Papste Innocenz II. unserm Vater und Herrn wünscht Peter demü-



thigster Abt von Clugny Gehorsam und Liebe. Der Euch wohlbekannte Meister Peter reiste neulich durch Clugny, gefragt, wohin er gehe? war die Antwort: geplagt von den Quälereien einzelner die ihm den furchtbaren Namen eines Ketzers gäben, habe er an die apostolische Majestät appellirt und wolle zu ihr seine Zuflucht nehmen. Diesen Entschluss lobend trieb ich ihn an, zu dem wohlbekannten, allen offenen Schirm zu flüchten. Die apostolische Gerechtigkeit, die keinem Fremden versagt sei, werde ihm nicht fehlen, ja auch Barmherzigkeit, wo sie irgend möglich sei, verhiess ich ihm. Inzwischen kam der Abt von Citeaux und verhandelte viel mit ihm über die Aussöhnung mit Bernhard von Clairveaux. Ich liess nichts unversucht, bat ihn mit dem Abte zu Bernhard zu gehen, und wenn er etwas katholische Ohren Verletzendes gesagt und geschrieben, so möge er es auf Ermahnung jenes und anderer frommen und weisen Männer von seinen Reden fern halten, aus seinen Büchern tilgen, und so ist's geschehn. Er ging hin kam zurück und erzählte mir, wie er mit dem Herrn von Clairveaux durch Vermittelung des Abtes von Citeaux seine früheren Streitigkeiten ausgeglichen und Frieden geschlossen habe. Indess hat er, von mir erinnert und von Gott inspirirt, das Getümmel der Schulen und der Studien aufgebend, in Eurem Clugny seine bleibende Wohnstatt erwählt. Gern gestand ich ihm das zu, da ich es seinem Alter, seiner Frömmigkeit und seiner Kränklichkeit angemessen achte, auch denke, sein Euch nicht unbekanntes Wissen könne einer grossen Menge unsrer Brüder nützen. Wenn es Euch so genehm ist, liess ich ihn gern und freudig bei uns den Eurigen in allen Stücken werden. Ich bitte nun, es bittet der ganze Convent von Clugny, er selbst



fleht durch uns, durch die Ueberbringer des Schreibens Eure Söhne, durch diesen auf seine Bitten verfassten Brief, dass Ihr ihm gestattet die übrigen Tage seines Lebens und seines hohen Alters — vielleicht sind ihrer nicht mehr viele — in unserm Clugny zu verleben und er nicht durch Streiten und Drängen vertrieben und hinweggescheucht werden kann von der Stätte, wo er wie die Schwalbe ihr Haus gefunden und wie die Taube ihr Nest. Wir bitten Euch, dass Ihr ihn, wie Ihr aller Guten Euch annehmt, mit dem Schilde des apostolischen Schutzes deckt.“

Innocenz II. hat die Bitte erfüllt. Der Abt von Clugny hatte recht gesehen: „vielleicht sind seiner Tage nicht viele mehr“; es waren wenige; wie er sie ausfüllte hat derselbe in einem Briefe an Heloise geschildert. Der Cardinal Baronius sagt: so wunderbar es auch sei und so selten, habe doch dieser büssende Ketzer bis ans Ende beharrend einen grossen Beweis seiner Frömmigkeit gegeben und in der strengsten klösterlichen Zucht einen heiligen Tod gefunden. Dieser friedlichen Klostermusse verdanken wir zugleich die Glossen, ein Commentar über Boethius de differentiis logicis, den Cousin in einer Handschrift von Saint Germain auffand; es weht in ihnen ein milder versöhnter Geist, und sie schliessen mit einer Weissagung, an deren Erfüllung auch dieser Versuch gearbeitet hat: nachdem die Lästereien seiner Feinde, die Verleumdungen seiner Widersacher so lange er lebte vermocht hätten seinen Schriften ihre Wirksamkeit zu nehmen und ihm den Lehrstuhl zu entziehen, wenn er längst dahin sei werde der Lernbegierige in diesen Blättern Befriedigung finden und die späte Nachwelt seinem Streben für die Vollendung der Wissenschaft die rechte Stätte anweisen. —



Bis auf die französische Revolution, erzählt Lamartine aus mündlicher Ueberlieferung, zeigten die Mönche von Clugny am Ende einer weiten Allee zu den Füßen der Klostermauern mit der Aussicht auf grosse waldumkränzte Wiesen neben einem murmelnden Bach eine ungeheure Linde, die Zeitgenossin der Klosterthürme, in deren Schatten Abälard oft und lange sinnend zu sitzen pflegte den Blick nach Paraklet. Die Revolution hat diese Bäume und ein oder zwei Klosterthürme verschont, die letzten Mönche überlieferten den Bewohnern von Clugny die Sage und noch heute wird sie dem Wanderer erzählt. Ueberwölbt von einer drei Jahrhunderte alten Linde steht im Parke des Herrn von Lamartine die alte Steinbank wie eine Glocke tönend, die einst das Lieblingsplätzchen Abälards in Clugny zierte, mit dem Steinisch davor.

Im Mai des Jahres 1142 empfing die Aebtissin von Paraklet diesen Brief Peters des Ehrwürdigen, in dem Frömmigkeit, Zartheit und Milde gleich lebenswerth sind: „Nicht heute erst fange ich an Dich zu lieben, o meine Schwester, sondern erinnere mich sehr wohl wie ich schon lange Dich liebte. Ein Jüngling und noch nicht in das Mannesalter getreten, war schon der Ruf bis zu mir erschollen, noch nicht der Deiner Frömmigkeit aber der Deines Genius. Damals erzählte man überall, dass eine Frau in der Blüthe der Jahre und der Schönheit gegen die Weise ihres Geschlechtes glänze durch Poesie, Beredsamkeit und Philosophie. Weder die Freuden noch die Verlockungen der Welt konnten in ihrem Herzen die Lust an den geistigen Dingen und an der Schönheit der Kunst dämpfen. Man erstaunte, während die Welt in gemeiner und schlaffer Unwissenheit steckte und die Gelehrsamkeit nicht wusste wohin



sie ihren Fuss setzen sollte, ich sage, nicht unter Frauen sondern in den Kreisen der Männer, man erstaunte, dass diese Heloise allein allen Frauen und den meisten Männern ihrer Zeit an Geisteskraft sich überlegen erwies. Bald zog, um mit dem Apostel zu reden, er, der Dich aus dem Mutterleibe hervorgehn liess, Dich ganz an sich durch seine Gnade, Du vertauschtest das Studium der vergänglichen Wissenschaft mit der Wissenschaft der Ewigkeit. Statt Platon's erwähltest Du Christus, statt der Akademie Athens das Kloster; den besiegten Feinden nahmst Du die glänzende Waffenrüstung und erbauest aus den Reichthümern Aegyptens ein kostbares Zelt dem Herrn in Deinem Herzen. Hätte es doch Gott gefallen, dass Clugny Dich hätte besitzen können, hätte es doch Gott gefallen, dass Du eingeschlossen gewesen wärest in unserm süssen Gefängniss von Marcigny mit den Sklavinnen des Herrn die nach der himmlischen Freiheit trachten. Aber was hinsichtlich Deiner die göttliche Vorsehung uns nicht vergönnte, die Gnade hat es uns wenigstens hinsichtlich dessen verstattet der Dein war, den man oft und immer mit Ruhm ehren muss, des Philosophen Christi, Abälard's. Gottes Wille hat ihn in seinen letzten Jahren nach Clugny geführt und uns mit ihm ein Geschenk gemacht, werthvoller als Gold und Edelstein. Nicht leicht lässt sich in wenigen Zeilen aussprechen, o meine Schwester, die von ihm bewiesene Frömmigkeit, Demuth und Selbstverleugnung, von der das ganze Kloster Zeugniss giebt. Irre ich nicht, so steht in meiner Erinnerung keiner, dessen Leben und Aeusseres demüthiger gewesen wäre. Ich hatte ihm unter den Brüdern einen hervorragenden Rang gegeben, aber als der Letzte von allen wollte er erscheinen auch durch die Einfachheit seiner Tracht. Oft wun-



derte ich mich wenn er bei Processionen mit mir den Andern der Sitte gemäss voranging, wie ein Mann von solchem Ruhme sich selbst so beugen konnte. Ebenso hielt er es mit seinen Speisen und allem was die Sinnenlust rührte, ich rede nicht von Luxusgegenständen, er versagte sich ausser dem zum Leben ganz Unentbehrlichen Alles. Sein Benehmen und seine Worte waren tadellos für ihn und für die Andern. Er las beständig, betete oft, sprach niemals wenn ihn nicht wissenschaftliche Unterhaltungen und Erörterungen über die göttlichen Dinge das Schweigen zu brechen nöthigten. Den himmlischen Sacramenten wohnte er bei so oft er konnte, Gott das Opfer des unsterblichen Lammes darbringend; ja nachdem er durch meine Briefe und Anstrengungen des apostolischen Stuhles Gnade wieder gewonnen, nahm er beständig an ihnen Theil.

Was soll ich mehr sagen? Sein Geist, sein Mund, sein Lernen, dachte, lehrte, verkündete wissenschaftliche, philosophische und göttliche Dinge. So einfach, aufrichtig, sinnend über die Gerichte Gottes, weihte er dem Herrn die letzten Augenblicke seines grossen Lebens.

Um ihm einige Erholung zu verschaffen und seine sinkende Gesundheit zu stärken sandte ich ihn nach Saint Marcell in der Nähe von Chalons. Ich wählte absichtlich diese Gegend, die lachendste Burgunds, und ein Kloster nahe der Stadt durch die Saone von ihr getrennt. Dort, soweit seine Kräfte es gestatteten, nahm er die lieben Studien seiner Jugend wieder auf, und, wie man von Gregor dem Grossen erzählt, liess er keinen Augenblick hingehn ohne zu beten, zu lesen, zu schreiben oder zu dictiren.

In diesen heiligen Uebungen traf ihn der Tod, der



himmlische Heimsucher, nicht ihn schlafend überraschend wie so viele Andere, sondern bereit und fertig, er traf ihn wachend und berief ihn zur himmlischen Hochzeit. Wie eine kluge Jungfrau trug er eine Lampe voll Oel mit sich, das heisst, das Gewissen voll von dem Zeugnisse eines heiligen Lebens. Die Krankheit ergriff ihn, steigerte sich und rieb ihn bald auf bis zur Vernichtung des Lebens; er begriff bald dass er seinen Tribut der Sterblichkeit der Erdendinge zahlen müsse; dann mit welcher Frömmigkeit, welcher Gluth, welcher Sehnsucht legte er das Bekenntniss seiner Sünden ab, mit welcher Inbrunst empfing er das Pfand des ewigen Lebens, mit welchem Vertrauen übergab er sich selbst ganz Leib und Seele seinem Heiland! Alle Mönche von Saint Marcell könnten es erzählen. So ist Abälard heimgegangen, und der, welcher über den ganzen Erdkreis berühmt war wegen der Wunder seines Wissens und seiner Beredsamkeit, ist ein demüthiger Schüler dessen geblieben, der da sagte: lernet von mir, denn ich bin demüthig und freundlich. Und so ist er heimgegangen, ich bin des festen Glaubens, in seines Schöpfers Schooss.

Und Du, ehrwürdige und im Herrn geliebte Schwester, die Du ihm einst hienieden vereinigt warst durch alle Banden des Fleisches, ehe Du Dich ihm verbandest durch die Fesseln der göttlichen Liebe, Du, die Du dem Herrn so lange mit ihm und unter seiner Leitung dienstest, gedenke seiner immer im Herrn. Denn Christus schliesst Euch beide in das Asyl seines Herzens, er wärmt Euch beide an seiner Brust, und bis sein Tag kommt in der Stimme des Erzengels und die Drommete des vom Himmel steigenden Gottes erschallt, bewahrt er Dir Deinen Abälard und giebt ihn Dir durch die



Gnade auf ewig zurück. Sei also im Herrn seiner eingedenk und befiel sorgsam auch Deinen heiligen Schwestern, die mit Dir Gott dienen, die Brüder und Schwestern unsrer Gemeinden, die sich demselben Herrn geweiht haben wie Du. Lebe wohl.“

Ich muss gestehen, so oft ich diesen herrlichen Brief lese bewegen mich Empfindungen, als erzählte ein anderer Phädon den Tod des Sokrates. —

Die Leiche Abälards war auf dem Kirchhofe des Klosters Saint Marcell eingesenkt. Aber Heloise gedachte eines Wortes das Abälard einst geschrieben: „wenn der Herr mich in die Hände meiner Feinde giebt, dass sie mich tödten, dann lass meinen Leichnam auf Euren Friedhof gebracht werden, wo er auch begraben und ausgesetzt sein mag, dass meine Töchter in Christo mein Grab oft sehen und dadurch noch mehr ermuntert werden Gebete für mich zu Gott emporzusenden, dadurch die Frauen nachahmend, die am Grabe sassen und den Herrn beweinten.“ Daher erbat sie sich den Leichnam ihres Geliebten; in der Nacht liess Peter Venerabilis ihn aus der Gruft nehmen und überbrachte ihn persönlich der Gattin. Die Glocken von Paraklet riefen die Nonnen in die Kirche, geöffnet stand die Gruft. Der Abt von Clugny hielt das Todtenamt, der Leichnam ward eingesenkt, während die Nonnen folgende schöne Hymne gesungen haben sollen, die des Geistes Heloisens würdig lange nachher in Paraklet an den Sterbetaugen beider erscholl, die letzte Strophe ist dann natürlich von späterer Hand.



## D i e N o n n e n .

Raste nun im Todtenschlummer,  
 Müder Geist, von Lieb und Kummer;  
 Den der heiligen Sehnsucht Strom  
 Trug zum Eiland,  
 Wo der Heiland  
 Aufthut seinen Gnadendom.

Eines Sternleins goldne Helle  
 Blinkt in dunkler Grabeszelle  
 Dem Gerechten, der als Stern  
 Unverdunkelt  
 Selber funkelt,  
 Strahlt im Strahlenglanz des Herrn.

## H e l o i s e .

Heil sei Dir im Siegerkranze,  
 Bräutigam, im Himmelsglanze;  
 Dich mit tausend Thränen grüsst  
 Heloise;  
 Winkt durch diese  
 Nacht dir, wo sie einsam büsst.

Mein in alle Ewigkeiten  
 Warst du; nun als gottgeweihten  
 Engel lieb' ich würdger dich.  
 Dein gepeinigt  
 Herze reinigt  
 In des Todes Sühne sich.

Mit dir, dessen Wehn mich trafen,  
 Einen Schlaf lass' einst mich schlafen.



Gehn vor Gottes Angesicht.  
 Führt aus harter  
 Kreuzesmarter  
 Die gepresste Seel' an's Licht.

Helft ihr heiligen Erlösten,  
 Heil'ger Geist, o komm zu trösten!  
 Höret ihr, o Wonneklang,  
 Wundersüsse  
 Harfengrüsse,  
 Und der Engel holden Sang.

#### D i e N o n n e n .

Raste nun im Todtenschlummer,  
 Müdes Paar, von Lieb und Kummer,  
 So der heiligen Sehnsucht Strom  
 Trug zum Eiland,  
 Wo der Heiland  
 Aufthut seinen Gnadendom.

Auf dem Grabstein standen die Worte :

Peter Abälard ruht hier, genug ist der Name;  
 Alles Erkennbaren war kundig der einzige Mann.

Peter Venerabilis hat ihm dies Epitaphium gedichtet :

Frankreich's Sokrates er, Hesperiens herrlicher  
 Platon,

Aristoteles uns, er allen Logikern gleich

Ja noch grösser als sie, wie viel auch lebten. Dem  
 Erdkreis

Hochgefeiert; ein Fürst reich an Wissen und Geist.

Kraft der Vernunft und Kunst des Wortes beugten  
 ihm Alles;



Peter Abälard war's. Aber grösseren Sieg  
 Bracht ihm in Clugny das fromme Klostergelübde;  
 Da die Philosophie Christi er gläubig ergriff.  
 Ihr sich Weihend erfüllt er des Lebens äusserste  
                                                           Tage,  
 Liess uns die Hoffnung zurück einst in den Reih'n  
                                                           ihn zu sehn  
 Heiliger Weisheitsfreund' da der Mai die Kalenden  
                                                           erneute.

Es ist mir nicht bekannt geworden ob sich diese  
 Worte an dem prachtvollen Kenotaph finden, das sich,  
 wie ein Freund berichtet, in der Klosterkirche von St.  
 Marcell hervorhebt.

Als der Abt von Clugny in sein Kloster zurückge-  
 kehrt war, bat ihn Heloise um ein schriftliches Zeug-  
 niss der Reinheit und Seligkeit der Seele ihres Freun-  
 des; ich beschwöre Dich, schreibt sie, mir einen offenen  
 Brief zu senden durch Dein Siegel beglaubigt, die Abso-  
 lution meines Herrn enthaltend, damit ich ihn als Zeug-  
 niss seiner Seligkeit aufhängen könne über seinem Grabe.  
 Bald erhielt sie die Urkunde: „Ich Peter, Abt von  
 Clugny, der ich den Peter Abälard in das Kloster von  
 Clugny aufgenommen und seinen im Stillen hinwegge-  
 führten Leichnam der Aebtissin Heloise von Paraklet  
 und ihren Nonnen übergeben habe, spreche ihn im Na-  
 men Gottes und aller Heiligen kraft meines Amtes los  
 von allen Sünden.“

Die Stätte in Paraklet, wo Abälard die lange ge-  
 suchte Ruhe endlich gefunden, ward nach einundzwan-  
 zig Jahren geöffnet um Heloise aufzunehmen. Ihr war  
 einst der Gedanke an seinen Tod ein Tod gewesen.  
 Nie möge, schreibt sie, der Herr seine Magd so verges-



sen, dass er mich Dich überleben lässt, nie möge er mir ein solches Leben gewähren, das schwerer ist als jede Art des Todes. Sie hat diese langen öden Jahre in stillem Schmerze verlebt; das Einzige, was ihre Sorge noch aufrief, ihren Sohn, hat Peter Venerabilis als sein Kind geliebt. Die Sage erzählt, als man den Sarg Abä-lards geöffnet habe um Heloisen hineinzulegen, hätten die zwanzig Jahre geschlossenen Arme sich aufgethan um sie zu empfangen; ein Bild der Sehnsucht, die jede auf das Göttliche im Menschen gerichtete Liebe unsterblich nach dem Geliebten erfüllt. —

Jahrhunderte hatten den Frieden ihres Staubes nicht gestört, da zertrümmerte der Orkan der Revolution Clugny und Paraklet. Ein Vandalismus, der selbst Napoleon empörte, riss die prachtvolle Klosterkirche des Ersteren nieder, und die geweihten Gräber würde dasselbe Geschick getroffen haben, wenn sie die Einwohner von Nogent nicht an sich gebracht hätten, als Paraklet verkauft wurde.

Lucian Buonaparte befahl 1800 den Transport des Sarkophages in das Museum der französischen Monumente nach Paris. Man fand bei Oeffnung des Bleisarges die Leichen fast erhalten, besonders auf Heloisens Gesichte Spuren der vollkommensten Schönheit. Es sind Gypsmasken davon abgenommen und nach ihnen die Gesichter der beiden schlafenden Statuen gemeisselt, die jetzt auf dem Sarkophage ruhn; so dass hier eine annähernde Portraitähnlichkeit auf ganz eigenthümlichem Wege nach Jahrhunderten gewonnen ist. 1815 sollte der Sarkophag aus seiner unangemessenen Stellung versetzt werden nach Saint Denys zu den Trümmern der Gräber der Könige von Frankreich, aber die Pariser liessen sie sich nicht nehmen. So steht er denn jetzt auf



dem Père la chaise in einer Capelle germanischen Stiles, die erbaut ist aus Steinen, von Paraklet täglich mit frischen Kränzen geschmückt. Niemand sieht die Hand welche sie hinlegt. —

Die Geschichte, an deren Ziel wir stehen, schliesst mit einer Rede von Gräbern, denn sie ist eine Menschengeschichte, aber sie ist auch eine Geschichte unsterblicher Geister als solche prophetischen Elements. In nichtgezählter Mannigfaltigkeit haben die hochbegabtesten, erwähltesten Menschen Fragmente derselben erlebend erfüllt, und Jeder, mag ihm ihr liebes oder trübes Theil zufallen, wenn sie sich für ihn schliesst in der Ruhe eines Paraklet, selig, selig ist er! — — —

---











Wilkins, Cornelius August,

Peter Abälard Eine Studie in der Kirchengeschichte des Mittelalters

Göttingen 1855

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11425484-2